

ISSN 0259-7446  
EUR 6,50

**medien**

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

**& zeit**

**Thema:  
Perspektiven auf Vulnerabilität.  
Von der Metaebene zur Praxis**

**Intersektionalität als (neues) Paradigma in  
der Kommunikationswissenschaft  
Assimina Gouma & Johanna Dorer**

**Kurze Geschichte der Printmedien von  
und für MigrantInnen aus Jugoslawien in  
Österreich  
Ljubomir Bratić**

**Vulnerabilität am Lebensende  
Anna Wagner, Susanne Kinnebrock &  
Manuel Menke**

**Understanding vulnerability to inform two-  
way inclusive COVID-19 communication  
Su Anson, Peter Wieltschnig,  
Mistale Taylor & Niamh Aspell**

**Research Corner**

**Medien und kollektive Identität  
Elisa Pollack**

**Herausgeberinnen:  
Diotima Bertel, Gaby Falböck, Anna Klail**

**2/2021**

**Jahrgang 36**



# medien & zeit

## Inhalt

Intersektionalität als (neues) Paradigma in der Kommunikationswissenschaft Entwicklung und empirische Befunde Assimina Gouma & Johanna Dorer.....	5
Kurze Geschichte der Printmedien von und für MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich Ljubomir Bratić.....	14
Vulnerabilität am Lebensende Mediale Debatten und lebensweltliche Vorstellungen Anna Wagner, Susanne Kinnebrock & Manuel Menke.....	38
Understanding vulnerability to inform two-way inclusive COVID-19 communication Su Anson, Peter Wieltschnig, Mistale Taylor & Niamh Aspell.....	49
<b>Research Corner</b>	
Medien und kollektive Identität Biographische Annäherungen an Mediennutzung und -bewertung von Ost- und West-BerlinerInnen in der Nachwendezeit Elisa Pollack.....	60
<b>Rezensionen</b> .....	74

## Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger

Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)  
Währinger Straße 29, 1090 Wien  
ZVR-Zahl 963010743

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen bei den  
AutorInnen. Open Access unter <https://medienundzeit.at>,  
CC BY-NC-ND 4.0

Der AHK wird vom Institut für Publizistik- und  
Kommunikationswissenschaft, Universität Wien, unterstützt.

Herausgeberinnen

Diotima Bertel, Gaby Falböck, Anna Klail

Redaktion Buchbesprechungen

Gaby Falböck, Thomas Ballhausen

Redaktion Research Corner

Erik Bauer, Christina Krakovsky

Lektorat & Layout

Barbara Metzler & Isabel Wendel

Diotima Bertel & Christina Krakovsky

Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien

Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich gedruckt und digital

Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

*medien & zeit*, Währinger Straße 29, 1090 Wien  
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Advisory Board

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Stefanie Averbeck-Lietz** (Bremen)

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg)

Dr. **Thomas Birkner** (Münster)

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund)

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Susanne Kinnebrock** (Augsburg)

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Maria Löblich** (Berlin)

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho)

Dr.<sup>in</sup> **Corinna Lühje** (Rostock)

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Martina Thiele** (Salzburg)

Vorstand des AHK

Dr.<sup>in</sup> Gaby Falböck, Obfrau

Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.

Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.

Mag.<sup>a</sup> Christina Krakovsky, Geschäftsführerin

Mag.<sup>a</sup> Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.

Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier

Mag.<sup>a</sup> Daniela Schmidt, Kassier-Stv.

Dr. Erik Bauer, Schriftführer

Mag.<sup>a</sup> Julia Himmelsbach, Schriftführer-Stv.

Dr. Thomas Ballhausen

Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch

Ing. MMMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA

Mag. Bernd Semrad

Mag. Roland Steiner

ISSN 0259-7446

## Editorial

Verletzbarkeit stellt „ein unhintergebares Faktum menschlicher Existenz“ (Zirfas, 2020, 142) dar. Als Thema der Kunst in ihren vielfältigen Darstellungsformen begegnet uns Vulnerabilität durch alle Epochen hindurch und innerhalb sämtlicher gesellschaftlicher Ebenen und Lebensphasen. Götter und Göttinnen, Königinnen und Könige, KriegerInnen und HeroInnen, Adel und BürgerInnentum, Bauern, Bäuerinnen und HandwerkerInnen können aufgrund einer unerwarteten politischen oder wirtschaftlichen Krise, einer Fügung des Schicksals, eines Unfalls, einer Krankheit, kurzum aufgrund eines unabsehbaren Ereignisses aus ihren vermeintlich stabilen Plätzen in den Rängen des sozialen Gefüges katapultiert werden. Der Mensch ist verletzlich: In seiner Körperlichkeit, seiner Psyche wie auch seinem sozialen Sein. Wer trotz der ästhetischen Impulse zur Stiftung von Sensibilität für diese *Conditio Humana* Zweifel gehegt haben sollte: Spätestens die Entwicklungen der letzten beiden Jahre, in denen eine vermeintlich mit Sicherheitssystemen ausgestattete, technologisch hochentwickelte und in ihren sozialen Grundstrukturen moderne, aufgeklärte Gesellschaft mit einer gewaltigen medizinischen und sozialen Krise konfrontiert wurde und die (Vor-)Zeichen einer lange ignorierten ökologischen Krise unübersehbar werden, verdeutlichen den reichen westeuropäischen Gesellschaften ihre Vulnerabilität.

Die Massenmedien in ihrer klassischen wie digitalen Form bilden das Thema der Vulnerabilität implizit wie explizit ab. Sie tun dies jedoch keineswegs konsistent und geradlinig: Einerseits zeugt die Sozialreportage als Genre mit langer Tradition (Hendrik, 2020; Payer, 2010) von der Verletzlichkeit menschlichen Seins im nahen Umfeld wie in der Ferne und verfolgt dabei einen investigativen bis anwaltschaftlichen Journalismus. Andererseits bildet Celebrity-Berichterstattung vorzugsweise in breitenwirksamen, unterhaltungsorientierten Massenmedien diese Verletzlichkeit als Fall nach einem oft kometenhaften Aufstieg – mit voyeuristischem, mitunter zynischem Blick ab (Elliot, 2018; Pörksen & Krischke, 2013; Schierl, 2007; Wippersberg, 2007). Parallel dazu wird uns in der Wirtschafts- wie Politikberichterstattung auf der strukturellen (Marcinkowki & Pfetsch, 2009), wie in den sozialen Medien auf der individuellen Ebene (Krämer, Eimler & Neubaum, 2017; Schuegraf, 2013, 2015; Rode & Stern, 2019), das Bild des starken, flexiblen, kompetenten, ewig jungen und

erfolgreichen, jedenfalls aber unverwundbaren Individuums vorgezeichnet. Im Grunde genommen wird das Thema der Vulnerabilität hier unter negativem Vorzeichen verhandelt: Die Schwäche des Subjekts existiert in dieser makellosen, weil digitalen Welt nicht.

Auf der Folie dieser zu beobachtenden medialen Praxis wie unter dem Eindruck der aktuellen Pandemie-bedingten Krise widmet sich *medien & zeit* in der vorliegenden Ausgabe dem Konzept der Vulnerabilität und seiner Potenziale für die kommunikationswissenschaftliche Forschung. Dazu bedarf es zunächst einer Bestimmung dieses Begriffs: Das Konzept der Vulnerabilität informiert darüber, wie wir Menschen klassifizieren, Ressourcen in der Gesellschaft zuweisen und unsere sozialen Verpflichtungen definieren; es hat wichtige Auswirkungen auf die Ethik, das soziale Wohlergehen und letztlich auf das tägliche Leben (Brown, 2011). Die COVID-19 Pandemie hat aufgezeigt, wie wichtig die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema ‘Vulnerabilität’ ist – heute wie auch aus geschichtlicher Perspektive. Denn unterschiedliche Konzeptionen von Vulnerabilität und welche Gruppen als vulnerabel gelten, werden als Rechtfertigung für staatliche Eingriffe in das Leben von BürgerInnen herangezogen, unter Begründung ihrer Schutzbedürftigkeit (ebd.).

Das Thema Vulnerabilität begleitet bestimmte kulturelle Entwicklungen – von ökologischen Katastrophen, Armut, der Finanzkrise, internationalem Terrorismus, Seuchen, bis hin zu Kriegs- und Flüchtlingssituationen. Solche Entwicklungen sensibilisieren für Vulnerabilität, weil sie die Verletzlichkeit von Gegenständen, Systemen, Gruppen oder Individuen vor Augen führen (Zirfas, 2020). Insofern ist ein kritischer wissenschaftlicher Diskurs aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven unerlässlich. Wenn nicht ausreichend definiert, birgt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Vulnerabilität jedoch die Gefahr, dass der Fokus weg von strukturell-gesellschaftlichen Aspekten hin auf individuelle gelegt wird (Brown, 2011; Katz et al., 2019). Dann wird Vulnerabilität zu einer Frage der persönlichen Schwäche, welche es zu korrigieren gilt. Dem setzen sich Überlegungen entgegen, Vulnerabilität als eine relationale Kategorie zu denken (Brown, 2011; Katz et al., 2019; Zirfas, 2020) bzw. als ‘strukturelle Vulnerabilität’ zu definieren, in dem die Verletzlichkeit eines Individuums durch seine Position in einer hierarchischen sozialen

Ordnung und deren vielfältigen Netzwerken von Machtbeziehungen und Wirkungen hervorgerufen wird (Quesada, Hart & Bourgois, 2011).

Die vorliegende Ausgabe von *medien & zeit* eröffnet zunächst mit theoretischen Überlegungen für eine zeitgemäße kommunikationshistorische bzw. -wissenschaftliche Forschung zu vulnerablen Gruppen: Es sind Fragen der Forschungsethik wie eine Ausleuchtung des Prismas Intersektionalität, die in den ersten beiden Beiträgen verhandelt werden.

Intersektionalität ist als Konzept intrinsisch mit Vulnerabilität und dessen Auswirkungen verbunden. **Assimina Gouma** und **Johanna Dorer** beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der Entwicklung dieses Konzepts in der Kommunikationswissenschaft und beleuchten sowohl theoretische Zugänge als auch empirische Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte. Sie gehen von den Wurzeln der Intersektionalität in der Schwarzen Frau\*enbewegung aus auf den Paradigmenwechsel ein, den Intersektionalität und dessen Kritik in der feministischen Forschung ausgelöst haben. Dabei werden unterschiedliche Differenzkategorien und deren Verwendung in der kommunikationswissenschaftlichen Praxis thematisiert, wodurch deutlich wird, dass Ungleichheit nur schwer adäquat kategorisiert und ganzheitlich dargestellt werden kann. Von den 90er Jahren weg widmen sich Gouma und Dorer dann den wichtigsten Ergebnissen der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft und stellen unterschiedliche Zugänge zu dem Konzept dar. Die Autorinnen liefern hiermit einen wichtigen Abriss über die Bedeutung von Intersektionalität in der Kommunikationswissenschaft und zeigen auf wie bedeutsam die Beschäftigung mit dieser Perspektive auf Vulnerabilität ist.

Nach diesen Betrachtungen auf der Metaebene wendet sich *medien & zeit* konkreten empirischen Studien und damit einer Konkretisierung von Vulnerabilität zu: **Ljubomir Bratić** leuchtet in seinem Beitrag aus, mit welchen kommunikativen Strategien an wie auch innerhalb eine(r) vermeintlich vulnerablen Gruppe – den MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich – adressiert wurde. Bratic arbeitet vier verschiedene Formen von Medien der Migration heraus: Ab den 70er Jahren informierten die Medien aus der Heimat Jugoslawien ihre „Arbeiter und Bürger, die temporär im Ausland arbeiten“ über die Ereignisse zu Hause, während die sozial- und wirtschaftspolitischen Institutionen ÖGB, AK und die Industriellenvereinigung

in Österreich zunächst Informationen über das Gastland an die GastarbeiterInnen richteten. Im historischen Verlauf wurde aus den GastarbeiterInnen MigrantInnen und dieser sozialpolitischen Entwicklung Rechnung tragend, traten auch andere Herausgeber wie der Wiener Zuwandererfonds bzw. der Wiener Integrationsfonds in Erscheinung. Wie Bratic aufzeigt, entstanden parallel dazu bereits Printmedien von innerhalb der sich selbst organisierenden Migrationsgemeinschaften in Österreich wie Zeitungen und Zeitschriften von unternehmerisch denkenden Einzelpersonen aus der Community. Letztere verliehen den MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien eine Stimme sowie Identität, Gemeinschaftsgefühl und waren auch Austragungsforum für die ethnischen Konflikte, die im damaligen Jugoslawien schwelten und bis heute nicht ruhen. Wie der Autor ausführt, war hier weniger von Schwäche, denn von gemeinsamer Stärke qua Identitätsstiftung die Rede. Bratics migrationsgeschichtlich wichtiger Beitrag verdeutlicht einmal mehr, dass Vulnerabilität eine durch hegemoniale Instanzen erfolgende Zuschreibung von Außen, weniger eine Disposition im Inneren von Migrationsgemeinschaften darstellt.

Die Endlichkeit der menschlichen Existenz und die damit einhergehende Vulnerabilität gilt als eine gesellschaftlich wohl weitgehend akzeptierte Ausprägung von Verletzlichkeit. Wurde dieses sensible Thema lange im Privaten geregelt, findet die Verhandlung dieses Lebensabschnitts zunehmend in der Öffentlichkeit statt. In unserer auf Sicherung ausgerichteten Gesellschaft werden deshalb auch Szenarien für einen menschlichen und für die Betroffenen wünschenswerten Umgang im Falle eines Verlusts der Entscheidungsfähigkeit für oder gegen Erhalt dieses Lebens gedacht. **Anna Wagner**, **Susanne Kinnebrock** und **Manuel Menke** stellen in ihrem Beitrag die Befunde ihrer empirischen Auseinandersetzungen mit medialen Debatten zum Thema Tod, Sterben und Pflegebedürftigkeit einerseits wie die sich auch daraus konstituierenden mentalen Konzepte für diese Lebensphase vor. Wie die Studie aufzeigt, tritt in diesem Kontext nicht nur reale Vulnerabilität hervor, sondern ist in digitalen Räumen auch kommunikative Verletzbarkeit feststellbar.

Die COVID-19-Pandemie hat durch ihre epidemiologischen, kulturellen, politischen und sozioökonomischen Auswirkungen die Vulnerabilität von Individuen und sozialen Gruppen drastisch vor Augen geführt. Der Beitrag von **Su Anson**, **Peter**

**Wieltschnig, Mistale Taylor** und **Niamh Aspell** beschäftigt sich mit der Notwendigkeit, sowohl das Konzept der Vulnerabilität als auch den Informationsbedarf vulnerabler Individuen, Gruppen und Gemeinschaften intersektional zu betrachten, um Kommunikation inklusiv gestalten zu können. Mehrseitige Kommunikation und kontinuierliche Interaktion sind ein notwendiger Schritt, um sicherzustellen, dass vulnerable Gruppen nicht von den COVID-19-Kommunikationspraktiken ausgeschlossen werden, was ihre Verletzlichkeit möglicherweise noch erhöht.

In der Research Corner eröffnet **Elisa Pollack** einen Einblick in ihre Dissertation zum Thema „Medien und kollektive Identität – Biographische Annäherungen an Mediennutzung und -bewertung von Ost- und West-BerlinerInnen in der Nachwendzeit“. Wenngleich das leitende Bild dieser Auseinandersetzung jenes der kollektiven Identität

repräsentiert, zeugt auch diese Studie implizit von Vulnerabilität einer Gruppe: Die Autorin verdeutlicht wie Konzepte von Ostdeutschen die Forschung zur Mediennutzung dieser Gruppe lange prägten und welche Perspektivenverschiebung ein offener Zugang zur Mediennutzung der BerlinerInnen ermöglicht.

So wie uns die COVID-19-Pandemie auch nach über einem Jahr noch begleitet, wird auch das Thema der Vulnerabilität weiter verhandelt werden. Diese Ausgabe von *medien & zeit* nähert sich diesem Thema aus einer großen Bandbreite an Perspektiven, die alle auf die Herausforderungen hinweisen die strukturelle wie auch individuelle Verletzlichkeit mit sich bringt. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine spannende Lektüre und alles Gute für unsere aktuelle vulnerable Situation

Diotima Bertel, Gaby Falböck, Anna Klail

## Bibliographie

- Brown, K. (2011). 'Vulnerability': Handle with Care. *Ethics and Social Welfare*, 5(3), 313-321. DOI: 10.1080/17496535.2011.597165
- Elliott, A. (2018). *Routledge Handbook of Celebrity Studies*. Florence.
- Hendrik, M. (2020). *Die Sozialreportage als Genre der Massenpresse. Erzählen im Journalismus und die Vermittlung städtischer Armut in Deutschland und den USA*. Bremen.
- Katz, A. S., Hardy, B.-J., Firestone, M., Lofters, A. & Morton-Ninomiya, M. E. (2019). Vagueness, power and public health: use of 'vulnerable' in public health literature. *Critical Public Health*. DOI: 10.1080/09581596.2019.1656800
- Krämer, N. C., Eimler, S. C., & Neubaum, G. (2017). Selbstpräsentation und Beziehungsmanagement in sozialen Medien. In J.-H. Schmidt & M. Taddicken (Hrsg.), *Handbuch Soziale Medien*. Wiesbaden, 41–60. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-03765-9\\_3](https://doi.org/10.1007/978-3-658-03765-9_3)
- Marcinkowsky, F. & Pfetsch, B. (2009) (Hrsg.), *Politik in der Mediendemokratie*. Wiesbaden.
- Payer, P. (2010). Worte und Taten. Die Schweizer Journalisten Else Spiller und ihr Kampf gegen die Armut. *medien & zeit*, 25(1), 4-11.
- Pörksen, B. & Krischke, W. (2013). Das Labor des neuen Menschen. Täter und Opfer der Casting-Gesellschaft, in: C. Y. Robertson von Trotha (Hrsg.), *Celebrity Culture. Stars in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden, 159-180.
- Quesada, J., Hart, L. K. & Bourgois, P. (2011). Structural Vulnerability and Health: Latino Migrant Laborers in the United States. *Medical Anthropology*, 30(4), 339-362. DOI: 10.1080/01459740.2011.576725
- Schierl, T. (2007). *Zur Genese und Verwertung von Prominenten in Sport, Wirtschaft und Kultur*. Köln.
- Schuegraf, M. (2013). Celebrities und You-Tube Berühmtheiten: Das Selbst im Netz. In: Caroline Y. Robertson von Trotha (Hrsg.), *Celebrity Culture. Stars in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden, 129-142.
- Schuegraf, M. (2015). Berühmtheit und Celebrity, In: Hepp, A., Krotz, F., Lingenberg, S. & J. Wimmer (Hrsg.), *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse*. Wiesbaden, 237-246.
- Rode, D. & Stern, M. (2019). *Self-Tracking, Selfies, Tinder und Co. Konstellationen von Körper, Medien und Selbst in der Gegenwart*. Bielefeld.
- Wippersberg, J. (2007). *Entstehung, Erklärungen, Erwartungen*. Konstanz.
- Zirfas, J. (2020). Vulnerabilität. Anthropologie und Kulturelle Bildung. In: Aktas, U. (Hrsg.), *Vulnerabilität. Pädagogisch-ästhetische Beiträge zu Korporalität, Sozialität und Politik*. Bielefeld, 141-160.

# Intersektionalität als (neues) Paradigma in der Kommunikationswissenschaft

Entwicklung und empirische Befunde

Assimina Gouma

School of Education, Bergische Universität Wuppertal

Johanna Dorer

Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Universität Wien

## Abstract

In der feministischen Theoriebildung ist die intersektionale Betrachtung sozialer Prozesse durch kritische Beiträge von Frauenbewegungen – vor allem Schwarzen Feminist\_innen – eingefordert worden. Der Beitrag zeichnet die Genealogie dieser Entwicklung und die Ausdifferenzierung intersektionaler Überlegungen nach. In der feministischen Kommunikationswissenschaft werden intersektionale Zugänge zunehmend wichtig und auf sämtliche Ebenen des gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses angewandt. Methodisch stellen intersektionale empirische Projekte allerdings auch eine erhebliche Herausforderung dar.

Keywords: Intersektionalität, feministische Theorie, Kommunikationswissenschaft, Differenzkategorien, soziale Bewegungen

Seit den 1990er Jahren hat sich die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft zunehmend mit der Bedeutung des Geschlechts im medialen Kommunikationsprozess beschäftigt. Im Zentrum der Untersuchungen stand die Frage nach der Repräsentation von Frauen und Männern in den Medien und deren Ungleichheit sowohl in quantitativer als auch qualitativer Hinsicht. Somit waren Geschlechterungleichheit, die hierarchische Ordnung der Geschlechter sowie Überlegungen, wie eine geschlechtergerechte mediale Darstellung erreicht werden kann, zentrale Aspekte der feministischen Medienforschung. Beginnend mit Untersuchungen zur Geschlechterdifferenz in der Werbung und in Unterhaltungsgenres sowie der Frage, ob es einen geschlechtsspezifischen Journalismus gäbe, hat sich das Themenspektrum auf sämtliche Bereiche der feministischen Medienforschung ausgeweitet, sodass heute zunehmend Überblicksarbeiten, die eine ausdifferenzierte Forschungslandschaft systematisieren, an Bedeutung gewinnen (siehe z.B. Dorer et al., 2020).

Die Bestrebungen, die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung theoretisch zu begleiten, waren ebenso wichtiges Anliegen wie die Durchführung empirischer Medienstudien selbst. Denn gerade die verschiedenen Ansätze der feministischen Theoriebildung waren immer wieder bedeutende Impulsgeber für neue Zugangs- und Sichtweisen empirischer Forschung. Dabei ist eine intersektionale Perspektive v.a. im Zusammenhang mit einer de-/konstruktivistischen Wende in den Blick gerückt.

## Entwicklungen in der feministischen Theoriebildung

Die Entwicklung der feministischen Theorie, die gleichzeitig auch Grundlage der feministischen Medienforschung ist, lässt sich als Prozess überschneidender erkenntnistheoretischer Zugänge bzw. wissenschaftstheoretischer Ansätze beschreiben.<sup>1</sup> So gingen feministische Forscher\_innen davon aus, dass die Erfahrungen von Frauen

<sup>1</sup> Vgl. die ausführlichere Darstellung der hier nur kurz angeführten Entwicklung in: Angerer & Dorer, 1994, 8-16 und Dorer, 2019, 2-11.

einen wesentlichen Anteil des Erkenntnisprozesses über geschlechtsspezifische Diskriminierungsstrukturen in einer Gesellschaft ausmachen. Dies – so die grundlegende Überlegung der Standpunkttheorie – bedeutet, dass daher der Erkenntnisprozess und das Erkenntnissubjekt voneinander abhängig sind. Das bedeutete aber auch die Infragestellung der aus männlicher Erfahrung gewonnenen „Rationalität“ und „Objektivität“ und ihrer Verabsolutierung als einzige „objektive Wahrheit“. Kritik an der frühen Frauenforschung (women's studies) kam zuerst vor allem von Schwarzen Frau\_en, und in der Folge dann von Frau\_en aus dem globalen Süden und von lesbischen Frau\_en. Kritisiert wurde bezüglich der dualen Geschlechterkonzeption von Mann versus Frau, dass hier ein Kollektivsubjekt Frauen konstruiert und diesem ein gemeinsames „Wir“ unterstellt werde, das den unterschiedlichen Lebensbedingungen von Frau\_en nicht gerecht werden kann. Denn Kategorien wie „Rasse“<sup>2</sup>, Herkunft, Klasse, Alter etc. produzieren Differenzen zwischen Frau\_en, die der Feminismus *weißer* Mittelschichtsfrauen bislang vernachlässigt hatte.

Die Kritik am *weißen* Feminismus hat ebenso wie die feministischen Ansätze, die seitens poststrukturalistischer und de-/konstruktivistischer Wissenschaftler\_innen wie Theresa de Lauretis (1987), Candace West und Don Zimmermann (1987) oder Judith Butler (1995) nachhaltig eingebracht wurden, einen Paradigmenwechsel in der feministischen Theorie eingeleitet. Eine entscheidende Weiterentwicklung war eine anti-essentialistische Konzeption von Geschlecht. Demnach werden Geschlechterdifferenzen in einem komplexen sozialen Prozess von Handlungen, Fremd- und Selbstpositionierungen, Bedeutungszuschreibungen und argumentativen Legitimierungen konstituiert und erst dann in der sozialen Realität als natürliche Differenz verankert. Die anti-essentialistische Konzeption bezieht sich in

weiterer Folge nicht nur auf die Geschlechterdifferenz, sondern auch auf weitere Differenzkategorien wie „Rasse“, Herkunft und sexuelle Orientierung. Auch diese Differenzkategorien sind als soziale Konstruktionen aufzufassen, die sich in der Realität einer binären Logik entziehen.

Der Paradigmenwechsel in der feministischen Theorie führt zu unterschiedlichen Denkansätzen. Die sozialkonstruktivistischen und ethnomethodologischen Ansätze untersuchen mikrosoziologische Aspekte und konzentrieren sich in ihren empirischen Studien auf Prozesse des *doing gender* oder *doing ethnicity*. Der Prozess der Herstellung der Differenz, der sich in Formen von Sexualisierung oder Rassifizierung untersuchen und beschreiben lässt, produziert in seiner Auswirkung Effekte der Diskriminierung, die als Sexismus, Rassismus, Klassismus oder Heteronormativität in der Gesellschaft sichtbar werden. Nachteil dieser Ansätze ist ihre Fokussierung auf individuelle Interaktionen unter Ausblendung struktureller und institutioneller Reproduktionsmechanismen der sozialen Ordnung.

Der zweite Denkansatz des Konstruktivismus umfasst ein breites Feld an poststrukturalistischen Ansätzen, wobei feministische Neuinterpretationen die Denktradition von Jacques Derridas Sprachphilosophie, Michel Foucaults Diskursanalyse oder Jacques Lacans Neopsychoanalyse aufgreifen. Die neuen Konzepte beziehen sich auf die Veränderbarkeit von Differenzen durch Performativität (Judith Butler), auf machterhaltende Strategien der Selbstdisziplinierung (Michel Foucault), auf Anerkennung der Vielfältigkeit von Differenzen (Chantal Mouffe, Nancy Fraser), auf Integration von queer-theoretischen Positionen (Nina Degele). Postkoloniale Analysen (Gayatri Chakravorty Spivak), die u.a. die historischen Kontinuitäten von „Rasse“ und die damit zusammenhängenden Ausbeutungsmuster aufgreifen, sowie das Zusammenwirken bzw. die Intersektionalität unterschiedlicher Dif-

<sup>2</sup> „Rasse“ ist eine soziale Konstruktion, deren pseudowissenschaftliche Biologisierung genutzt wurde, um die Gewaltbereitschaft selbsternannter „überlegener“ Gruppen und deren Verbrechen an den vermeintlich untergeordneten Gruppen zu begründen. In Anlehnung an Stuart Hall beschreibt Birgit Rommelspacher Rassismus als „die Markierung von Unterschieden, die man dazu braucht, um sich gegenüber anderen abzugrenzen, vorausgesetzt diese Markierungen dienen dazu, soziale, politische und wirtschaftliche Handlungen zu begründen, die bestimmte Gruppen vom Zugang zu materiellen und symbolischen Ressourcen ausschließen und dadurch der ausschließenden Gruppe einen

privilegierten Zugang sichern. Entscheidend ist dabei, dass die Gruppen aufgrund willkürlich gewählter Kriterien gebildet werden (wie etwa Herkunft oder Hautfarbe), und dass mit diesen Einteilungen eine bestimmte Zielsetzung verfolgt wird“ (Rommelspacher, 2009, 25). Auch weitere Kategorien sind soziale Konstruktionen – siehe z.B. „Ethnizität“, „Zweigeschlechtlichkeit“ etc. Die Kategorie „Rasse“ setzen wir jedoch explizit in Anführungszeichen: Einerseits aufgrund der Verbreitung rassistischer Ideologien und des Glaubens, dass es „Rassen“ gibt. Andererseits weil wir auf Deutsch schreiben und im Gegensatz zu race der nationalsozialistische Einfluss in der Kategorie „Rasse“ markiert werden soll.



ferenzkategorien (Kimberlé Crenshaw) werden theoretisiert.

Drittens kommt es zu einer Neuinterpretation der Standpunkttheorie. Als erkenntnistheoretische Position ist das Konzept des situierten Wissens – d.h. jedes wissenschaftliche Wissen ist situationsspezifisch und kontextabhängig – zentrale Prämisse für die gesellschaftliche Wissensproduktion, welche gleichsam hegemonialer Prozess und Ausdruck von Machtverhältnissen ist. In diesem Sinne sind nicht mehr gemeinsame Erfahrungen (von Frau\_en, Migrant\_innen, etc.) Ausgangspunkt der Überlegungen, sondern Positionen, die von marginalisierten Standpunkten eingenommen werden. Die wissenschaftliche Erkenntnis erfolgt im Zusammenspiel von Marginalität, Dezentrierung und Dialog, wo hegemonialer Wissensproduktion nicht automatisch der Vorzug gegeben werden kann.

Um den in der feministischen Wissenschaft wichtigen Aspekt der Handlungsfähigkeit, der nach den neuen Ansätzen in der feministischen Wissenschaft ein gemeinsames „Wir“ nicht mehr zulässt, weiterhin aufrecht erhalten zu können, plädiert Spivak (1996, 214) für einen strategischen Essentialismus, der weiterhin solidarische politische Forderungen – und so die Umsetzung in der politischen Praxis – möglich macht.

### Theoretische Zugänge zur Intersektionalität<sup>3</sup>

Ausgangspunkt einer intersektionalen Betrachtung in der feministischen Forschung ist also zum einen die Kritik Schwarzer Frau\_en am *weißen* Mittelschichts-Feminismus und zum anderen eine de/konstruktivistische Wende in der feministischen Theoriebildung. Das Konzept und der Begriff der Intersektionalität gehen auf die US-amerikanische Bewegung Schwarzer Frau\_en zurück. Kimberlé Crenshaw (1989) hat die wechselseitige Verflechtung von gender, race und class mit einer Straßenkreuzung verglichen, wo Schwarze Frauen von verschiedenen Seiten Diskriminierungen erfahren können, die nicht additiv, sondern in einer Kreuzung bzw. Überschneidung wirksam werden. Die verschiedenen Ungleichheitskategorien durchringen sich einerseits auf der strukturellen, gesellschaftlichen Ebene, andererseits auf der individuellen Ebene und konstituieren in ihrer Verwobenheit unterschiedliche Macht- und Herrschaftsstrukturen. In der US-amerikanischen

Forschung fand das Intersektionalitäts-Konzept eine rasche Verbreitung (Collins, 1990; Davis, 1998; Gutiérrez Rodríguez, 2011).

Wegen der unterschiedlichen historischen und sozialen Entwicklung in Europa war das US-Konzept mit den Kategorien race, class und gender nicht ohne weiteres auf europäische Verhältnisse übertragbar: „Rasse“ wurde vor allem in Verbindung zu Nationalsozialismus verwendet, und auch die Kategorie „Klasse“ wies in Europa durch die marxistische Theorie eine andere Tradition und Geschichte auf (Knapp, 2005). Weiters wurde bezüglich des neuen Konzepts der Intersektionalität auf die Zweite Frauenbewegung verwiesen, in der verschiedene Differenzkategorien, wie etwa auch Klassenzugehörigkeit, durchaus im Zusammenhang mit der Kritik an einer einheitlichen Kategorie „Frau“ schon früher Berücksichtigung fanden (Lutz et al., 2013). Dennoch konnte in der Folge das Konzept der Intersektionalität, diverse Unterschiede berücksichtigend, eine neue kritische Diskussion in der feministischen Theorie Debatte einleiten. Ungleichheiten innerhalb und zwischen sozialen Gruppen einerseits und gesellschaftliche Machtverhältnisse andererseits bestimmen nun noch stärker den feministischen Diskurs.

Aber auch im Kontext von Management wurde die Debatte um Intersektionalität aufgegriffen und für Organisationen und Unternehmen als Diversity-Konzept, mit allerdings deutlich anderer Akzentuierung, ausformuliert. Geht es bei Intersektionalität um strukturelle Ungleichheiten und um die Anliegen von Bewegungen und sozialen Kämpfen, so wird bei Diversity überwiegend der (neoliberale) Nutzen von Vielfalt hervorgehoben. Ziel des Konzepts der Intersektionalität ist die Dekonstruktion von bzw. Kritik an Herrschafts- und Machtverhältnissen, die sich in Gesellschaftsstrukturen und Subjektivierungsprozessen auffinden lassen, während das Diversity-Konzept auf Inklusion von bestimmten Formen von Verschiedenheit abzielt und dabei zur Individualisierung beiträgt. Ferner unterscheiden sich die beiden Konzepte in ihrer theoretischen Fundierung. Während intersektionale Ansätze einen Beitrag zur Theoriebildung mit politischem Anspruch implizieren, sind Diversity-Konzepte vor allem Managementinstrumente bzw. politische Instrumente (der EU,

<sup>3</sup> Vgl. dazu ausführlich: Gouma & Dorer, 2019.

UNO), um eine Vielfalt an Subjektpositionen in Organisationen abzubilden, wobei Machtfaktoren und -strukturen meist unberücksichtigt bleiben (Degele, 2019, 346; Meyer, 2017, 143; Collins & Bilge, 2016, 186; Gutiérrez Rodríguez, 2011; Hagemann-White, 2011)

In der feministischen Debatte werden unterschiedliche Zugänge zum Konzept der Intersektionalität diskutiert. Gemeinsam ist den verschiedenen Ansätzen allerdings das Verständnis, dass sie untersuchen wie hegemoniale Macht- und Herrschaftsverhältnisse Inklusions- und Exklusionsprozesse vorantreiben, die auf dem Ineinanderwirken bzw. der Wechselwirkung von Sexismus, Rassismus, Klassismus, Homophobie etc. basieren. Gemeinsam ist den Ansätzen auch die Annahme, dass Gerechtigkeit und Anerkennung sowie soziale Veränderungen einer gemeinsamen Anstrengung bedürfen. Besonders schwierig ist es nun, die Verschränkung und Verwobenheit von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Alltagserfahrungen empirisch zu erforschen. McCall (2005) hat dazu eine Typologie entwickelt, die ein unterschiedliches Herangehen aufzeigt und auf ein unterschiedliches Erkenntnisinteresse verweist. Der *antikategoriale Ansatz* dekonstruiert die relevanten Kategorien der Ungleichheit und beschäftigt sich theoretisch mit dem Intersektionalitäts-Ansatz. Der *intrakategoriale Ansatz* geht von der Kategorie Geschlecht aus, zieht dann weitere Differenzkategorien bei und fokussiert v.a. auf Identitätskonzepte, hat aber auch immer den größeren gesellschaftlichen Kontext im Blick. Anders der *interkategoriale Ansatz*: Er setzt die Kategorien vorab fest und teilt die zu Untersuchenden in Gruppen (z.B. Schwarze Frauen und Schwarze Männer im Vergleich zu *weißen* Frauen und *weißen* Männern). Hier sind gut quantitative Methoden anwendbar, die Ergebnisse führen aber nicht notwendig zu einem differenzierten Bild gesellschaftlicher Strukturen von Ungleichheit.

Die Analyse intersektionaler Wirkungsweisen hat dabei auf unterschiedlichen Ebenen zu erfolgen. Auch hier gibt es verschiedene Ansätze, wobei drei oder vier Analyse-Ebenen vorgeschlagen werden (Lutz, 2015; Kerner, 2009; Winker & Degele, 2009). Im Wesentlichen geht es um eine individuelle Ebene, auf der Diskriminierungserfahrungen im Mittelpunkt stehen, um eine Mesoebene, auf der die Rolle gesellschaftlicher Organisationen und Institutionen analysiert wird

und um eine symbolische und diskursive Ebene, bei der Symbole, gesellschaftliche Diskurse und Zuschreibungen in den Blick genommen werden. Wichtig bei intersektionalen Zugängen bleibt, die Verwobenheit der unterschiedlichen Ebenen und Kategorien in den Mittelpunkt zu stellen.

In der Forschungspraxis ergibt sich in Folge die Frage, welche und wie viele Ungleichheitskategorien in die Analyse einbezogen werden. Empirisch werden meistens die „Masterkategorien“ *gender, race, class* untersucht, während weitere Ungleichheitskategorien häufig unberücksichtigt bleiben. Es gibt nach Meyer (2017, 127-129) mehrere Zugänge, wie man damit umgehen sollte. Differenziert wird hier ein unterschiedliches Vorgehen auf der Strukturebene und auf der Identitätsebene. Während die prioritäre Berücksichtigung der Masterkategorien auf der Strukturebene in den meisten Zugängen nicht in Frage gestellt wird, wird auf der Identitätsebene entweder das gleiche Vorgehen bevorzugt, oder aber für eine Offenheit der Kategorien plädiert. Der Vorteil bei der Konzeption einer Studie mit offenen Kategorien ist, dass jene Kontexte einbezogen werden können, wo Ein- und Ausschlussmechanismen beobachtet und wo Normierungs- und Spaltungsprozesse sichtbar werden. Aber auch hier ergibt sich das Problem, dass ob der Komplexität des Forschungsdesigns eine Beschränkung auf wenige Kategorien notwendig ist.

### Empirische Erkenntnisse in der Kommunikationswissenschaft

In der internationalen Forschung sind intersektionale Zugänge – meist mit dem Cultural Studies-Ansatz verbunden – bereits Anfang der 1990er Jahre aufgegriffen worden. Der umfangreiche Reader „Gender, Race and Class in Media“, herausgegeben von Gail Dines und Jean Humez, zeigt in beeindruckender Weise, wie im angloamerikanischen Raum die grundlegenden Differenzkategorien *gender, race, class* bereits für Medienanalysen fruchtbar gemacht wurden. Dines und Humez (1995) versammelten in dem Reader über 60 verstreut erschienene Aufsätze und Studien, die erstmals verschiedene Achsen der Differenz in den Blick nehmen und auch Herkunft sowie sexuelle Orientierung umfassen. Damit wurde ein Forschungsfeld aufgespannt, das in der Folge umfangreiche Forschungsarbeiten hervorbrachte. Ging es zu Beginn noch um Einzelfallstudien, um die dahinterliegende

Ideologie in Medientexten offen zu legen und das Ineinandergreifen verschiedener Dimensionen von Ungleichheit zu theoretisieren, so folgten bald umfangreichere empirische Forschungsarbeiten. Für die später auch als *critical whiteness studies*, *queer studies*, *masculinity studies* oder *postcolonial studies* bekannt gewordenen Zugänge lieferten unter anderem Richard Dyer (1997), bell hooks (1992), Teresa de Lauretis (1987), Steve Graig (1992) oder Stuart Hall (1997) wichtige Beiträge für die intersektionale Medienforschung.

In der deutschsprachigen Medienforschung wurde ein intersektionaler Ansatz erst spät aufgegriffen. Die Studien konzentrierten sich vorerst auf die Differenzkategorie Geschlecht. Erst in einem von Ulla Wischermann und Tanja Thomas (2008) herausgegebenen Band werden erstmals Medienstudien zusammengetragen, die sich ganz konkret mit mehreren Kategorien der Differenz beschäftigen. Dabei zeigt sich, dass vor allem die Ungleichheitskategorie Geschlecht in Verbindung mit der Klassenzugehörigkeit, Herkunft oder sexuellen Orientierung von Bedeutung ist, während die Kategorie *race* einen geringen Stellenwert einnimmt. Migrationsstudien und *queer studies* waren hier die wichtigsten Impulsgeber für derartige Medienanalysen. Aktuelle Medienstudien, die das komplexe Zusammenwirken von mehreren Ungleichheitskategorien wie Geschlecht, „Rasse“, Ethnizität, Klassenzugehörigkeit und sexueller Orientierung in ihre Analyse miteinbeziehen, berufen sich heute dezidiert auf das Konzept der Intersektionalität, wie es von Kimberlé Crenshaw (1989) entworfen und von anderen Autor\_innen diskutiert und weiterentwickelt wurde.

Für intersektionale Studien haben sich zuerst Medieninhaltsanalysen angeboten. Vor allem bei den weiblich codierten Genres der Reality-Shows und Casting-Shows war es naheliegend, nicht nur Geschlecht, sondern auch Herkunft in der Analyse zu berücksichtigen, da immer häufiger Personen mit Migrationsbiografien in den Sendungen einen fixen Platz erhielten. In der Studie von Gabriele Dietze (2012) oder jener von Katharina Knüttel (2012) werden die reichweitenstarken Sendungen *Deutschland sucht den Superstar* und *Germany's Next Topmodel* in Hinblick auf die gegenseitige Durchdringung von Geschlecht und Ethnizität bzw. „Rasse“ auf ihre Aussagewirkung hin untersucht. Die beiden diskursanalytischen Studien zeigen, dass gerade private TV-Anbieter

deutlich stärker darauf setzen, Personen mit Migrationsbiografien in das Sendungskonzept zu integrieren, und damit den öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten voraus sind. Allerdings zeigt sich auch, dass der „inklusive Strategie“ der Privatanbieter Grenzen gesetzt sind. Denn es geht letztlich nicht darum, ein besseres Verständnis für Migrant\_innen und ihre Lebensumstände zu entwickeln, sondern darum, aufzuzeigen, dass eine Integration in die Mehrheitsgesellschaft nur dann gelingt, wenn Anpassungsleistungen an die gesellschaftliche Norm übererfüllt werden. Dies bezieht sich sowohl auf das Verhalten, die vertretenen Normen und Werte, das präsentierte Schönheitsideal und weitere gesellschaftlich akzeptierte Merkmale, die von Migrant\_innen übernommen und entsprechend medial wirksam inszeniert werden müssen. Dietze (2012) und Knüttel (2012) bezeichnen diese mediale inklusive Strategie als Normierungs- und Inklusionsnarrativ, das in Medientexten von Vorzeige-Migrant\_innen zu erfüllen ist.

Auch auf dem Feld der Frauenzeitschriften zeigen Diskursanalysen, wie die Ungleichheitskategorien Geschlecht und Herkunft wirksam werden. Hametner et al. (2019) analysieren österreichische Frauenzeitschriften und zeigen, dass vor allem das Kopftuch als immer wiederkehrendes Symbol für die Nicht-Zugehörigkeit von Muslima in Szene gesetzt wird. Damit wird eine Differenz zwischen den rückständigen und unterdrückten „Anderen“ und den emanzipierten westlichen Frau\_en konstruiert, ohne die Vielfalt von Migrant\_innen zu berücksichtigen. Interessant an der Studie ist, dass Migrant\_innen in ihrem Rezeptionsverhalten diese Stereotypisierung nicht nur kritisieren, sondern auch eigenständige Interpretationen vornehmen und in eine eigene Handlungsfähigkeit umsetzen. Für etliche muslimische Rezipient\_innen sind diese Medienbilder Ansporn, sich zur Wehr zu setzen, um Gegenbilder zu entwerfen.

Ebenfalls mit den Kategorien Geschlecht und Ethnizität beschäftigt sich die Studie von Duits und van Zoonen (2013). Eine Erkenntnis der frühen Frauenforschung der 1980er Jahre aufgreifend, sehen sie insbesondere durch die zunehmende Sexualisierung in Mainstream-Medien und den sozialen Medien, dass die stete mediale Präsenz von Schönheits- und Attraktivitätsnormen gerade für heranwachsende Mädch\_en und Frau\_en problematisch ist. Der soziale Druck, stereotypen Weiblichkeitsanforderungen

zu entsprechen, hat in den letzten Dekaden zugenommen und übernimmt die Funktion eines Backlashs, der die Errungenschaften der Frauenbewegung negativ konterkariert. In einer sehr differenzierten intersektionalen Analyse, die sich nicht – wie in der Mainstreamforschung wieder ganz aktuell – einem simplen Stimulus-Response-Modell fügt, haben Duits und van Zoonen gezeigt, dass die Rezeption von sexistischen Medieninhalten von jungen Frau\_en ganz unterschiedlich erfolgt und nicht einfach eine Gruppe von Schwarzen muslimischen Schüler\_innen einer Gruppe von *weißen* Schüler\_innen an nicht konfessionellen Schulen gegenübergestellt werden kann. Es gibt keine Einheitlichkeit innerhalb der beiden Gruppen. Vielmehr zeigt sich, dass junge Mädch\_en ganz unterschiedlich mit medialem Sexismus umgehen und darauf reagieren, unabhängig von einer methodisch konstruierten Gruppenzugehörigkeit.

Intensiv haben sich Lünenborg und ihr Forschungsteam mit Geschlecht und Herkunft beschäftigt und dabei sowohl die Inhaltsebene, die Rezeptionsebene und die Produktionsebene in den Blick genommen. In Bezug auf Printmedien haben Lünenborg, Fritsche und Bach (2011) gezeigt, dass dort, wo Migrant\_innen als Gruppe medial repräsentiert werden, auf die immer gleichen Stereotypen (Stichwort Kopftuch) zurückgegriffen wird. Andererseits werden aber gerade in der Lokalpresse Migrant\_innen in einer breiteren Vielfalt sehr wertschätzend gezeigt: als Erfolgreiche und als Prominente, als Leistungssportler\_innen oder als Künstler\_innen heben sie sich von der üblichen medialen Darstellung als Opfer patriarchaler Ordnung deutlich ab. Auch deutsche Fernseh-Shows wurden mit einem intersektionalen Ansatz analysiert. Lünenborg und Fürsich (2014a) zeigen mittels Inhaltsanalyse, dass Migrant\_innen im deutschen Fernsehen als die „Anderen“ konstruiert werden, sie gehören nicht der Mehrheitsgesellschaft an, sondern werden in stereotyper Weise als das Besondere oder als Untergeordnete und als Opfer gezeigt, wobei sogenannte „kulturelle Unterschiede“ besonders hervorgehoben werden. Bei der Rezeptionsanalyse (Lünenborg & Fürsich, 2014b), die in Form von Fokusgruppen bei gleichzeitiger Präsentation von drei unterschiedlichen TV-Clips (*Germany's Next Top Model*, Reality Show *Mädchengang*, Fernsehmagazin *Cosmo TV*) durchgeführt wurde, zeigt sich, dass Migrant\_innen trotz stereotyper medialer Dar-

stellung den Unterhaltungswert der Sendungen schätzen. Gleichzeitig gelingt es ihnen aber auch, sich davon zu distanzieren und vor allem die Darstellung von Migrant\_innen in *Germany's Next Top Model* kritisch zu kommentieren. Eine Identifikation mit den präsentierten Bildern von Migrant\_innen kommt nicht vor. Interessant ist auch, dass Migrant\_innen die stereotype Darstellung oft mit der Medienlogik und der notwendigen Orientierung an Einschaltquoten entschuldigen: „Für sie gehört die öffentliche Zurschaustellung ethnischer Andersartigkeit zu einem traurigen, aber notwendigen Übel der kommerziellen Kultur bzw. zur nachvollziehbaren Geschäftsstrategie eines kommerzialisierten Mediensystems.“ (Lünenborg & Fürsich, 2014b, 13). In den Interviews mit sieben migrantischen Journalist\_innen wird deren Unterrepräsentation in diesem Berufsfeld kritisiert und betont, dass die redaktionelle Beschränkung auf Migrationsthemen hinderlich ist und ihren eigenen Karrierewünschen im Journalismus entgegensteht (Lünenborg & Fürsich, 2014b, 14-15).

Einen anderen inhaltlichen Zugang wählt Gouma (2020), indem sie in ihrer Studie zu Medien, Mehrsprachigkeit und Linguismus explizit die Erfahrungen in einem innovativen Setting der Medienproduktion analysiert. Sie wählt dabei einen Methoden-Mix aus Einzel-, Gruppen- und Expert\_inneninterviews und sie rekonstruiert, wie migrantische Erfahrungen und Sprachpraktiken (Dialekte, Erst- und Zweitsprache) verhandelt werden. Die von Migrant\_innen angewandten unterschiedlichen Medien- und Antirassismus-Strategien, um soziale Ungleichheiten zu überwinden, zeigen, dass sie stärker mit Geschlechter- und Klassenverhältnissen korrespondieren als mit der Kategorie Herkunft. Eine weitere Differenzkategorie berücksichtigen Damat und Weish (2014) in ihrer diskurstheoretischen Betrachtung intersektionaler Verwobenheit von Geschlecht, Klasse und Körper. Mediale Formate, die Frau\_en mit Übergewicht und Adipositas als zentrale Themen haben, sind Ausgangspunkt für die Diskursanalyse von 50 Zeitungsartikeln der österreichischen Tageszeitung *Der Standard*. Bereits die Artikel-Überschriften stellen den Zusammenhang zwischen normabweichendem Körper, Geschlecht, Klassenzugehörigkeit und niedriger Bildung her. Eine von der Gesellschaft abweichende Körpernorm bedeutet Abwertung und die Zuschreibung von Kontrollverlust, Disziplinlosigkeit und mangelnde Eigen-

verantwortung durch Medien, in diesem Fall einer Qualitätszeitung. Die negativen Zuschreibungen werden konterkariert durch einen voyeuristischen Blick, der eine Differenz von Abneigung und Mitleid konstruiert. Damat und Weish (2014, 58) kritisieren diese mediale Individualisierungsstrategie, die gleichzeitig eine konstruktive Kritik an Produktions- und Konsumptions-Diskursen von Verbrauchsgütern vermissen lässt.

Die Kategorie Körper – im Sinne eines perfekten, attraktiven, sportlichen Körpers – steht insbesondere in der Sportberichterstattung im Zentrum. Eine intersektionale Betrachtung mit weiteren Differenzkategorien wie Geschlecht, sexueller Orientierung, Herkunft, „Rasse“ ist in der deutschsprachigen Forschung noch selten. Anders in der anglo-amerikanischen Forschung. Dorer und Marschik (2020) haben in einer Metastudie rund 40 Untersuchungen – in der Mehrzahl Einzelfallstudien – dazu aufgearbeitet und kommen zu dem Ergebnis, dass gerade in der Sportberichterstattung ein Nachholbedarf an groß angelegten Studien besteht. Im Wesentlichen lässt sich aber festhalten, dass die Sportberichterstattung lange Zeit auf den Dualismus Männlichkeit und Weiblichkeit mit gleichzeitiger Diskriminierung von *nicht-weißen* und nicht-heterosexuellen Sportler\_innen fokussiert war. In den letzten 20 Jahren zeichnet sich hingegen langsam eine Änderung ab. Heute werden Schwarze und/oder homosexuelle Sportler\_innen eher positiv dargestellt, wenn sie hervorragende Leistungen erbringen. Diskriminierungen werden eher subtil vorgetragen, doch immer sind sie die „Anderen“, diejenigen, die von der Norm abweichen. Trotz dieser positiven Entwicklung hält die Sportberichterstattung aber noch lange nicht mit der realen Sportpraxis Schritt, wo zumindest abseits des Spitzensports bereits eine breitere Akzeptanz bezüglich Herkunft, „Rasse“ und sexueller Orientierung Eingang gefunden hat.

Studien zum Berufsfeld Journalismus fokussieren vor allem auf Geschlecht, Herkunft, „Rasse“ und berücksichtigen teilweise auch die Klassenzugehörigkeit. Röben (2019) kritisiert insgesamt die mangelnde Datenlage im deutschsprachigen Raum. Nach ihren Schätzungen gibt es nur rund fünf Prozent Journalist\_innen mit Migrationsbiografien. Röben macht mehrere Diskriminierungsformen aus: So ist etwa der Berufszugang für Migrant\_innen erschwert, Klassenunterschiede wiegen hier doppelt behindernd, und

die Themenzuteilung beschränkt sich oft ausschließlich auf Themen mit Migrationsbezug. Auch Gouma (2012) kritisiert die systemische Diskriminierung von Migrat\_innen bezüglich des Berufseinstiegs und im Zuge der Berufsausübung als Journalist\_in. Eine Erhöhung des Migrant\_innen-Anteils im Journalismus wird allgemein als Ziel formuliert, wobei ein höherer Anteil nicht automatisch zu einer realistischeren medialen Repräsentation von Menschen mit Migrationsbiografien führt. Dazu bedarf es laut Gouma (2012) auch innovativer Formen der Berichterstattung, damit es zu einer angemessenen und fairen Berichterstattung kommt.

Noch geringer ist der Anteil von Migrant\_innen im Sportjournalismus. Auch hier fehlen für den deutschsprachigen Raum quantitative und qualitative Studien. Aber auch internationale Studien weisen hier Lücken auf, es gibt aber einige wenige Studien, die eine intersektionale qualitative Analyse mit den Ungleichheitskategorien Geschlecht, „Rasse“, Herkunft und sexuelle Orientierung vornehmen. Ergebnis dieser Untersuchungen ist, dass in Sportredaktionen nach wie vor eine ausgeprägte Macho-Kultur vorherrscht, in der *weiße* heterosexuelle Journalisten mangelndes Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen zeigen und Gleichbehandlungspläne und Gleichstellungsmaßnahmen für Schwarze Journalist\_innen ablehnen. Bezüglich der Berichterstattung über homosexuelle Sportler\_innen pflegen Sportreporter\_innen eine „Don't ask, don't tell-Kultur“, womit sie eine latente Homophobie in der Sportberichterstattung weiterhin aufrechterhalten (Dorer, Gouma & Marschik, 2020).

## Resümee

Die intersektionale Forschung in der Kommunikationswissenschaft hat erst eine kurze Geschichte bringt aber auch eine Dynamik in das Feld. Während auf der Medieninhaltsebene bereits auf intersektionales wissenschaftliches Wissen verwiesen werden kann, sind Studien auf der Rezeptionsebene und der Medienproduktionsebene noch rar. Für einen theoretischen Rahmen können intersektionale Forschungsbestrebungen auf Ansätze zurückgreifen, die sich im Kontext der feministischen Theorie entwickelt haben. Dabei gibt es zahlreiche Überlegungen, wie unterschiedliche Ungleichheitskriterien wie Geschlecht, Herkunft, „Rasse“, Sexualität, Klassenzugehörigkeit, Körper

u.a. miteinander verwoben auf verschiedenen Ebenen analysiert werden können. Für die empirische Medienforschung ist die Erweiterung des feministischen Ansatzes um weitere Differenzkriterien eine Herausforderung, die es in Zukunft verstärkt anzunehmen gilt.

Zugleich geht es diesem Beitrag darum, die Verbindung zwischen Intersektionalität und

sozialen Kämpfen aufrechtzuerhalten. Ein Beispiel dafür sind die Interventionen der *Neuen deutschen Medienmacher\*innen*, die intersektionelle Perspektiven für die journalistische Praxis und für die Veränderung der Medienlandschaft vorantreiben. Kollektive feministische und antirassistische Projekte an der Schnittstelle von Theorie und Praxis sind auch in Österreich erforderlich.

## Bibliographie

- Angerer, M., & Dorer, J. (1994). Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikations- und Medientheorie. In M. Angerer, & J. Dorer (Hrsg.), *Gender und Medien* (S. 8-23). Braumüller.
- Butler, J. (1995 [Engl. 1993]). *Körper von Gewicht*. Berlin Verlag.
- Collins, P. H. (1990). *Black feminist thought*. Routledge.
- Collins, P. H., & Bilge, S. (2016). *Intersectionality*. Polity Press.
- Davis, A. (1998). *The Angela Y. Davis reader*. Blackwell Publishing.
- Degele, N. (2019). Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterforschung. In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinärer Geschlechterforschung* (S. 341-348). Springer VS.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the intersection of race and sex: A Black feminist critique of anti-discrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1, 139-167. <http://chicagounbound.uchicago.edu/uclf/vol1989/iss1/8>
- Damat, G., & Weish, U (2014). „Visible Stigma“. Rassifizierungstendenzen von Menschen mit Übergewicht und Adipositas im medialen Diskurs. *Medien Journal*, 38(3), 48-60.
- de Lauretis, T. (1987). *Technologies of gender*. Indiana University Press.
- Dietze, G. (2012). „Against-Type-Casting“: Migration – Casting Shows und kulturelle Vielfalt. In K. Knüttel, & M. Seeliger (Hrsg.), *Intersektionalität und Kulturindustrie* (S. 163-185). transcript.
- Dines, G., & Humez, J. (Hrsg.). (1995). *Gender, race and class in media. A text-reader*. Sage.
- Dorer, J., Gouma, A., & Marschik, M. (2020). Intersectionality in sports journalism. In K. Ross (Hrsg.), *The international encyclopedia of gender media and communication*. John Wiley & Sons, Inc. DOI: 10.1002/9781119429128.iegmc111
- Dorer, J., & Marschik, M. (2020). Intersectionality in sports reporting. In K. Ross (Hrsg.), *The international encyclopedia of gender, media, and communication*. John Wiley & Sons, Inc. DOI: 10.1002/9781119429128.iegmc242
- Dorer, J., Geiger, B., Hipfl, B., & Ratković, V. (Hrsg.). (2020). *Handbuch Medien und Geschlecht. Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung*. Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0>
- Dorer, J. (2019). Feministische Theorie als Fundament feministischer Kommunikationswissenschaft. In J. Dorer, B. Geiger, B. Hipfl, & V. Ratković (Hrsg.), *Handbuch Medien und Geschlecht. Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung*. Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0\\_1-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0_1-1)
- Duits, L., & van Zoonen, L. (2013). Zum Umgang mit Sexualisierung. In L. Skadi, S. Kannengießner, & J. K. Bleicher, (Hrsg.), *Sexy Media?* (S. 89-112). transcript.
- Dyer, R. (1997). *White. Essays on race and culture*. Routledge.
- Gouma, A. (2012). Migration und Kritischer Journalismus – integrativ oder antirassistisch? *Medien Journal*, 36(3), 35-46.
- Gouma, A. (2020). *Migrantische Mehrsprachigkeit und Öffentlichkeit. Linguizismus und oppositionelle Stimmen in der Migrationsgesellschaft*. Springer.
- Gouma, A., & Dorer, J. (2019). Intersektionalität. Methodologie und methodische Herausforderung für die feministische Medienforschung. In J. Dorer, B. Geiger, B. Hipfl, & V. Ratković (Hrsg.), *Handbuch Medien und Geschlecht. Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung*. Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0\\_1-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0_1-1)

- Graig, S. (1992). *Man, masculinity and the media*. Sage.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2011). Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In S. Hess, N. Langreiter, & E. Timm (Hrsg.), *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen* (S. 77-100). transcript.
- Hagemann-White, C. (2011). Intersektionalität als Herausforderung für die Geschlechterforschung. In S. Smykalla, & D. Vinz (Hrsg.), *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit* (S. 20-35). Westfälisches Dampfboot.
- Hall, S. (1997). *Representation. Cultural representations and signifying practices*. Sage.
- Hameter K., Rodax, N., Steinicke, K., Mayer, A., Landertinger, L., & Prado, I. J. (2019). „Cool! Bikini and lingerie instead of Burka!“ – The discursive representation of Muslim women in Austrian women’s magazines. *Feminist Media Studies*, 20(2), 203-2018. <https://doi.org/10.1080/1468777.2019.1583679>
- hooks, b. (1992). *Black looks. Race and representation*. South End Press.
- Kerner, I. (2009). Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. *Feministische Studien*, 27(1), 36-50.
- Knapp, G.-A. (2005). „Intersectionality“ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class and Gender“. *Feministische Studien*, 23(1), 68-81.
- Knüttel, K. (2012). Schöne schwarze Frau macht Karriere? Intersektionale Ambivalenzen in „Germany’s Next Topmodel“. In K. Knüttel, & M. Seeliger (Hrsg.), *Intersektionalität und Kulturindustrie* (S. 131-159). transcript.
- Lünenborg, M., Fritsche, K., & Bach, A. (2011). *Migrantinnen in den Medien. Darstellung in der Presse und ihre Rezeption*. transcript.
- Lünenborg, M., & Fürsich, E. (2014a). Media and the intersectional other. The complex negotiation of migration, gender, and class on German television. *Feminist Media Studies*, 14(6), 959-975.
- Lünenborg, M., & Fürsich, E. (2014b). Intersektionalität und „The Other“. *Medien Journal*, 38(3), 7-20.
- Lutz, H. (2015). Intersectionality as method. *Journal of Diversity and Gender Studies*, 2(1-2), 39-44.
- Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., & Supik, L. (Hrsg.). (2013). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (2. Auflage). Springer.
- McCall, L. (2005). The complexity of intersectionality. *Signs*, 30(3), 1771-1800.
- Meyer, K. (2017). *Theorien der Intersektionalität*. Junius.
- Röben, B. (2019). Migrantinnen in der Medienproduktion. In J. Dorer, B. Geiger, B. Hipfl, & V. Ratković (Hrsg.), *Handbuch Medien und Geschlecht. Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung*. Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0\\_1-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-20712-0_1-1)
- Rommelspacher, B. (2009). Was ist eigentlich Rassismus? In C. Melter, & P. Mecheril (Hrsg), *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung* (S. 25-38). Wochenschauverlag.
- Spivak, G. C. (1996). *The Spivak reader*. Routledge.
- West, C., & Zimmermann, D. H. (1987). *Doing Gender. Gender & Society*, 1(2), 125-151.
- Winker, G., & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*. transcript.
- Wischermann, U., & Thomas, T. (Hrsg.). (2008). *Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz*. Springer.

#### Assimina GOUMA

ist Postdoc an der School of Education, Bergische Universität Wuppertal, Deutschland. Sie forscht und lehrt zu Migration, Gender, Journalismus und Mehrsprachigkeit.

E-mail: [gouma@uni-wuppertal.de](mailto:gouma@uni-wuppertal.de)

#### Johanna DORER

ist Assistenzprofessorin für kritische feministische Forschung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medien und Gender.

E-mail: [johanna.dorer@univie.ac.at](mailto:johanna.dorer@univie.ac.at)

# Kurze Geschichte der Printmedien von und für MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich

Ljubomir Bratić  
Wien

## Abstract

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Geschichte der Printmedien von und für MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich. Die Wirkungs- und Entstehungslinien dieser Medien werden in einem historisch genealogischen Verfahren dargestellt. Zudem werden exemplarische und punktuelle Einblicke in deren Inhalte gegeben und damit die Veränderungen in der Ausrichtung der Zeitschriften illustriert. Die Medien werden als Teil eines komplexen Prozesses der Migration verstanden, eines der sich permanent in mehrere Felder und Zusammenhänge (Herkunftsstaat, Aufnahmestaat und persönliche Biographien von HerausgeberInnen aus dem Kreis der MigrantInnen in Österreich) entfaltet. Diese Zeitschriften sind Plattformen auf denen die laufenden Fragestellungen innerhalb der Community diskursiv bearbeitet werden und, in der Retrospektive die Versuche Wirksamkeiten zu entfalten, nachvollziehbar machen.

Keywords: Minderheitenmedien, Migrationsgeschichte Österreich

Der folgende Text beschäftigt sich mit der Geschichte von Printmedien von und für Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien in Österreich. Ausgangspunkt ist dabei, dass Printmedien sich aufeinander beziehen, und diese Bezugnahmen durchaus als Teile einer historischen Linie beschrieben werden können. Dabei wird diese Entwicklung nicht als eine starre Notwendigkeit gedacht – keine der in die Analyse eingearbeiteten Zeitungen bezieht sich direkt bzw. explizit auf eine andere –, sondern als eine Entwicklung des Auseinanderhervorgehens, als eine Genealogie. Die besprochenen Zeitungen zeigen sich als eine Reihe aufeinander bezogener Produkte, die alle mit dem Dispositiv der Migration eine Gemeinsamkeit haben: Es gäbe sie nicht, wenn es keine Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien in Österreich gegeben hätte. Die Entwicklungslinien, die im Folgenden dargestellt werden, verstehe ich als Bestandteile einer großen Anordnung. Sie zeichnen eine Gesamtentwicklung aller im Rahmen der jugoslawischen Community publizierten Medien nach 1970, zeigen aber auf einer tieferen Ebene Linien der Entwicklung einzelner Medien unter dem Vorzeichen der Migration. In einem größeren Rahmen lassen sich im Kontext dieser

Anordnungen auch Tendenzen in der gesamten medialen Landschaft in Österreich beschreiben.

Die Geschichte dieser Informationslandschaft muss erst erarbeitet werden. Das bedeutet auch, dass diese im Folgenden skizzierte Geschichte, damit sie der Komplexität der mit Migration verbundenen Diskurse und Prozesse und deren medialer Widerspiegelung gerecht werden kann, um einige andere komplexe Felder erweitert werden muss. Das ist zunächst die Geschichte der Medien des Herkunftsstaates Jugoslawien und deren vielfältigen Beziehungen zu, wie es damals offiziell in Jugoslawien hieß, „unseren Arbeitern die temporär im Ausland beschäftigt sind.“ Eine weitere Gruppe der Medien, die einer genaueren Untersuchung bedarf, um sie in eine Beziehung mit dem im Folgenden behandelten Gegenstand zu setzen, sind die medialen Produkte der sogenannten „politischen Emigration“ aus SFR Jugoslawien. Die „politische Emigration“ bestand aus Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Jugoslawien geflüchtet waren und die, je nachdem welcher Gruppe sie angehörten, in verschiedenen westeuropäischen Staaten ein geeignetes Terrain für die politische Tätigkeit gefunden haben.<sup>1</sup> Diese Gruppen bildeten sich aus

<sup>1</sup> „Der jugoslawische Staatssicherheitsdienst rechnete 1970



den nach dem Zweiten Weltkrieg geflüchteten faschistischen KollaborateurInnen, aber auch aus nationalistischen, kapitalistischen und klerikalen Kräften, die sich alle, wohl aus verschiedenen Motiven, einem einzigen Ziel, der Zerstörung Jugoslawiens, gewidmet haben. Weiters gehören die Medien von anderen ehemaligen und gegenwärtigen MigrantInnengruppen und anerkannten Minderheiten in Österreich in diese Auflistung: die Medien von früheren Migrationsbewegungen und ihren zum Teil stürmischen Entwicklungen, wie zum Beispiel diejenigen von TschechInnen und SlowakInnen, aber auch die der ArbeiterInnen aus Slowenien<sup>2</sup> in der Habsburger Monarchie oder in der Ersten Republik. Diese Medien haben eine Spur im historischen Bewusstsein der Migrantinnen und Migranten hinterlassen. Vasa Kazimirović, der Redakteur der ersten Zeitung von und für ArbeitermigrantInnen aus Jugoslawien aus dem Jahr 1973, beginnt im Jahr 1973 seine Rede in einer ORF-Sendung mit dem Bezug auf die „erste Zeitung überhaupt bei uns“ (Zilk, 1973), den SüdslawInnen, die in Wien im Jahr 1791 herausgegeben wurde, und führt seine Zeitung *Danas* als die zweite in dieser historischen Reihe an. Was also hier vor uns steht, ist nur als ein Beginn zu verstehen und wird hoffentlich in anderen Projekten und Zusammenhängen eine Fortsetzung finden.

## Wirkung- und Entfaltungslinien

Bei der Untersuchung der Entwicklung von Printmedien für Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien sind mehrere Linien feststellbar: Erstens sind die Printmedien aus den Herkunftsstaaten und Herkunftsregionen zu nennen. Diese können wir in zwei Untergruppen aufteilen: Die offiziellen Zeitungen, die seitens des Herkunftsstaates für diese Zielgruppe produziert wurden, also Zeitungen, die nur für „radnici i

građani na privremenom radu u inostranstvu (dt. „Arbeiter und Bürger, die temporär im Ausland arbeiten“) gemacht wurden (*Večer, naš delavec, Novosti iz Jugoslavije – YU Novosti*<sup>3</sup>), und die jugoslawischen Tages- und Wochenzeitungen, die eine spezielle Beilage für die GastarbeiterInnen hatten und in Westeuropa zum normalen Verkauf angeboten wurden. Täglich wurden im Jahr 1972 30.000 Stück Tagespresse und wöchentlich 100.000 Wochenzeitschriften ins Ausland verschickt (Ivanović, 2010, 219). Diese Entwicklungslinie endet mit der Auflösung Jugoslawiens. Seit Anfang der 1990er gibt es weder materielle Mittel noch organisatorisches Wissen, noch einen politischen Auftrag, die Menschen, die im Ausland leben, als Zielgruppe zu betrachten. Insofern kann für diese Linie behauptet werden, dass sie sich, als ein integraler Bestandteil staatlicher jugoslawischer Migrationspolitik, mit dem Verschwinden des Staates auch auflöst. Die AuswandererInnen gehören gegenwärtig weiterhin für keine der Printmedien des Balkans zu einer ihrer primären Zielgruppen. Ab und zu wird über diese beträchtliche Gruppe<sup>4</sup> berichtet, das Vorzeichen hat sich aber geändert: Es ist nicht mehr die Rede von „unseren Arbeitern und Bürgern, die temporär in Ausland beschäftigt sind“, sondern von „Diaspora“. Diese Begriffsverschiebung deutet auf eine prinzipiell andere Einstellung von Herkunftsstaaten gegenüber deren StaatsbürgerInnen die außerhalb der Grenzen leben, hin. „Arbeiter und Bürger“ sind soziale und politische Begriffe, „Diaspora“ ist eine Bezeichnung mit ethnischer Markierung. Die diskursiven und praktischen Erwartungen und Implikationen, die sich hinter diesen Begriffen und deren Verwendung verstecken, sind diametral entgegengesetzt. Diese für die ArbeiterInnen im Ausland seitens des Herkunftslandes konzipierten, herausgegebenen und verbreiteten Printmedien sind, trotz deren wichtiger Rolle in

mit ungefähr 230 000 politischen Emigranten in der ganzen Welt. Von ihnen war etwa die Hälfte bereits am Ende des Zweiten Weltkrieges ins Ausland geflohen. Anhänger der Tschetniks hatten sich überwiegend in Frankreich und Großbritannien, die kosovoalbanischen Ballisten in der Schweiz und die ehemaligen Ustascha- und Ljotić-Anhänger in der Bundesrepublik Deutschland niedergelassen. (...) Die geschätzten 1100 regimiefeindlichen Organisationen weltweit waren aus Sicht der jugoslawischen Regierung auch deshalb gefährlich, weil sie unter den 1,4 Millionen Gastarbeitern in Europa um Unterstützung für die Auflösung Jugoslawiens warben: die Kroaten für Großkroatien, die Serben für Großserbien und die Albaner für Großalbanien oder wenigstens unabhängige Kosovo. Exilkroatische Terroristen verübten Anschläge auf Botschaften, Konsulate und andere jugosla-

wische Einrichtungen. (...) Bis 1973 verübten die Ustascha-Anhänger in der Bundesrepublik 55 Anschläge mit dreizehn Toten. Noch 1976 wurde der Vizekonsul in Frankfurt am Main erschossen“ (Calic, 2020, 338-339).

<sup>2</sup> Wladimir Fischer erwähnt, dass mehrere slowenische ArbeiterInnenpublikationen, z.B. *Delavec, Zeitung für slowenische und italienische Arbeiter*, in Wien gedruckt wurden (Fischer, 2012).

<sup>3</sup> Der Name von *YU Novosti* (dt. *Neuigkeiten aus YU*) wurde im Jahr 1990 in *Evropske novosti – EU Novosti* (dt. *Neuigkeiten aus der EU*) umgewandelt. Die Zeitung erschien bis in das Jahr 1992.

<sup>4</sup> Nach Reljić (2020) ist in den letzten zehn Jahren ein Viertel der Bevölkerung aus der Region in die EU emigriert.

der Migrationsgeschichte, aus Zeit- und Raumgründen, kein Gegenstand der folgenden Analyse. Zweitens sind für die Analyse diejenigen Zeitungen, die seitens unterschiedlicher Institutionen in Österreich für Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien herausgegeben wurden, wichtig.

Drittens wurden von Organisationen jugoslawischer ArbeiterInnen in Österreich Printmedien produziert, die als Medien der Selbstorganisationen zu bezeichnen sind: Diese erschienen sowohl periodisch als auch einmalig, weil ereignisbezogen.<sup>5</sup> Die Medien, die als Teil von dieser Entwicklungslinie entstanden sind, existierten, solange es intakte, entlang der Ideologie des Jugoslawismus gruppierte Selbstorganisationseinheiten gab.

Die vierte definierbare Strömung in den Entwicklungslinien sind Zeitungen, die aus eigener Initiative von Migrantinnen und Migranten entstanden: Printmedien von und für MigrantInnen. Diese wurden von unternehmerischen Enthusiasten herausgegeben. Sie stammten selbst aus der Community und wandten sich mit ihren Printprodukten an ebendiese Community. In dieser Linie sind zum Beispiel die ersten serbischen und südslawische Zeitungen<sup>6</sup> zu nennen. Die Publikationen dieser Linie weisen sowohl einen individuellen als auch einen institutionellen Charakter auf.

In Folgenden werden die letzten drei Entwicklungslinien skizziert. Die Vorgangsweise dabei ist eine Kombination von Betrachtung der historischen Linearität und der Entflechtung von genealogischen, gegenseitigen Bezugssystemen dieser Printmedien. Die Analyse beschäftigt sich mit folgenden Medien: *Naš list* (dt. *Unser Blatt*), *Danas* (dt. *Heute*), *Novi danas* (dt. *Neues Heute*), *Nedeljni Glasnik* (dt. *Wochenbote*), *Glas* (dt. *Stimme*), *Bratstvo* (dt. *Brüderlichkeit*), *Polet YU* (dt. *Abflug YU*), *Mi u inostranstvu* (dt. *Wir in Ausland*), *Kolo mladosti* (dt. *Reigen der Jugend*), *Mladi Cankarjevci* (dt. *Junge Cankarnachfolger*), *Srce domovine* (dt. *Das Herz der Heimat*), *YU novine* (dt. *YU Zeitung*), *Sutra* (dt. *Morgen*), *Finka* (dt. *Finka*), *Bečki glasnik* (dt. *Wiener Bote*), *Novi glasnik* (dt. *Neuer Bote*), u. a. Diese Printmedien adressieren zunächst die „Gastarbeiter“ und dann die „Diaspora“, zunächst die Menschen aus Jugoslawien, die in Österreich

lebten und arbeiteten, und dann die aus den Nachbarstaaten Jugoslawiens. Es ist davon auszugehen, dass es mehr Printmedien als die erwähnten gab und gibt. Von manchen sind dem Autor nur die Namen bekannt, so zum Beispiel von der in Vorarlberg vom ÖGB herausgegebenen Publikation *Radnik* (dt. *Der Arbeiter*). Eine Erweiterung dieser Analyse um die in ihr nicht aufgegriffenen Medien wäre wünschenswert.

## Österreichische Zeitungen für MigrantInnen aus Jugoslawien

Die erste Zeitung für „jugoslawische Arbeiter“ in Österreich nach dem „Abkommen über die Regelung der Beschäftigung jugoslawischer Dienstnehmer in Österreich“<sup>7</sup> von 1966 hieß *Naš list – Časopis za jugoslovenske radnike, zaposlene u industriji Austrije* (dt. *Unser Blatt – Zeitung für die jugoslawischen Arbeiter, die in der österreichischen Industrie beschäftigt sind*) und erschien ab 1970. Angeregt wurde sie aus Kreisen der Vorarlberger Industrie, die erste Redaktion bestand aus der Redaktion der *Industriezeitung* (IZ). Herausgeber war die Vereinigung Österreichischer Industrielher. Erschienen ist sie ab 1970, vier Mal im Jahr auf zwölf A4 Seiten in einer Auflage von entweder 100.000 (Krejci, 2014) oder 40.000 Stück (KOSMO, 2019). Die erste Nummer jedenfalls erschien mit 15.000 Exemplaren (Zeitschrift für Gastarbeiter, 1970). ChefredakteurInnen waren: Herbert Krajci (ab 1970), Fritz-Gerald Spizka (ab 1976), Ulrike Zeller (ab 1980) und Dragoslav Petrović (ab 1981). Die Sprache war bis zur Übernahme der Redaktion durch Dragoslav Petrović die ijekavische Version des Serbokroatischen und ab Petrović die ekavische Version. Die Reaktionen auf die Herausgabe der Zeitung seitens der Industriellenvereinigung nahestehenden Zeitungen waren positiv. So schreibt die Zeitung *Die Industrie* in der Nummer 45 am 06.11.1970:

„Doch was dann geschah, das übertraf auch die optimistischsten Erwartungen, die die Redaktion in die Wirkung ihres Experimentes gesetzt hat: Sie wurde förmlich mit einer Flut von Briefen überschwemmt. Mit Briefen aus

<sup>5</sup> Die Form des Bilten (auf Deutsch Newsletter – gelegentliches Informationsblatt im Serbokroatischen übernommen vom Französischen „bulletin“), eines Informationsmediums, das anlässlich eines Ereignisses vorbereitet, gedruckt und vor Ort verteilt wird.

<sup>6</sup> Die erste serbische Zeitung mit dem Namen *Serbskija posvednevnija novini* in Wien von den aus Griechenland

stammenden Arumunen Brüdern Publije i Georgije Markides Puljo herausgegeben. Erschienen ist sie zwei Mal wöchentlich bis 1792. Diese hat danach bis 1794 ihre Fortsetzung in der Zeitung *Slaveno-serbskija vjedomosti*, herausgegeben von Stefan Novaković, gefunden (Gluvačević, 2010, 227).

<sup>7</sup> BGBl, Jahrgang 1966, 04. April 1966



Redaktion bestand aus Vasa Kazimirović, seinem Sohn Miloš und Marko Popović. Folgendermaßen erklärt der Herausgeber und Chefredakteur Kazimirović sein Projekt am 25.09.1973 in der von Helmut Zilk moderierten ORF Sendung „Stadtgespräche“:

*„Ich bin der Herausgeber der Zeitung Danas. Das ist die einzige Zeitung, die für die jugoslawischen Gastarbeiter in Westeuropa bestimmt ist. Sie erscheint einmal wöchentlich. Es ist die zweite Zeitung in der Geschichte für jugoslawische Völker, die in Wien erscheint. Die erste Zeitung überhaupt bei uns ist im Jahr 1791 in Wien erschienen. Und die gute Tradition soll fortgesetzt werden. Ich halte ständigen Kontakt zu den Gastarbeitern. Unsere Leute, 200.000 Jugoslawen, lesen diese Zeitung in Wien. Wir versuchen zuerst, den Leuten Österreich näher zu bringen, die Leute mit dem österreichischen Volk und der österreichischen Geschichte bekannt zu machen, mit den Institutionen in Österreich bekannt zu machen, damit sie besser ihre österreichischen Kollegen und Nachbarn verstehen können. (...)“<sup>10</sup>*  
(Zilk, 1973)

Die Zeitung erschien wöchentlich und brachte mit dem Fokus auf die ArbeiterInnen und BürgerInnen aus Jugoslawien in Österreich Artikel und Berichte über die soziopolitische und ökonomische Situation in Europa, Österreich und Jugoslawien. Der Chefredakteur hatte eine Kolumne, in der er einen Blick auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten dieser ArbeiterInnen warf. Auf Seite 4, getitelt mit „Reflektor“, wird ein Licht auf die verschiedenen gegenwärtigen und historischen Ereignisse geworfen. Überhaupt war Geschichte, vor allem die des Zweiten Weltkriegs, sehr präsent, was auch dadurch zu erklären ist, dass Kazimirović selber Historiker war und als Partisan Teil des antifaschistischen Kampfes in Jugoslawien. Weltweite Ereignisse wurden in kurzen Nachrichten gebracht. Sehr charakteristisch für diese Zeitung und als Streiflicht auf die Lebensrealität der MigrantInnen in Österreich, um deren Träume und Vorstellungen zu begreifen, waren zwei Seiten mit Briefen von Leserinnen und Lesern. Darin sind Bekannt-

schaftsannoncen, Schilderungen der eigenen Situation in Österreich und auch künstlerische Reaktionen auf diese in Form von Gedichten zu finden. Vermutlich war für diese Seiten Branko Andrić, ein bekannter in Wien lebender Künstler, zuständig. Die letzte Seite berichtete detailliert über die Situation in der Fußballliga der jugoslawischen Arbeiter in Österreich. Kazimirović selbst war ein begeisterter Fußballanhänger und gab in den 1980ern ein Buch über die besten Fußballer der Zeit heraus. Insgesamt hinterlässt die Zeitung einen positiven, ernsthaft sozialpolitisch aufklärerischen Eindruck. Die Einstellung der Zeitung war allerdings nicht durch die schwierige materielle Situation verursacht, sondern die Folge der Interventionen der jugoslawischen Botschaft in Wien. Folgendermaßen beschreibt ein damaliger Journalist der Zeitung *Danas* die Ereignisse, die zur Einstellung der Publikation am 05.12.1975 geführt haben:

*„Weil der Redakteur Kazimirović anonyme beleidigende Drohbriefe zu bekommen angefangen hat, war er gezwungen, die Herausgabe der Zeitung einzustellen. Damals waren alle<sup>11</sup> Medien in Staatshand und sie wollten nicht, dass auch private Zeitungen für unsere Bürger gedruckt werden, obwohl die nie etwas gegen die Heimat geschrieben haben.“*  
(Begovic, 2010 (Übers. d. Verf.))

Diese Aussage wird in einem Bericht eines, mit der Beobachtung und Analyse von *Danas* beauftragten Mitarbeiters der Jugoslawischen Botschaft, bestätigt.<sup>12</sup> Darin ist zu lesen, dass der Druck auf den Chefredakteur von *Danas*, das Erscheinen der Zeitung einzustellen, erfolgreich verlaufen ist. Dieses Dokument zeigt, dass die seitens der jugoslawischen Regierungen anvisierten politischen Feinde im Ausland nicht nur im rechten – der ständige Kampf gegen die nationalistische Ustascha- und Tschetnikpropaganda –, sondern auch im linken politischen Spektrum geortet wurden. Diese Tendenz der Kontrolle seitens der Institutionen des Herkunftsstaates war ein Effekt von innenpolitischen Entwicklungen im Herkunftsland. Der jugoslawische Präsident Tito erklärte im Jahr 1975:

<sup>10</sup> Vasa Kazimirović in der von Helmut Zilk moderierten ORF Fernsehsendung „Stadtgespräche“ am 25.09.1973. Das Originalzitat wurde hier vom Verfasser grammatikalisch überarbeitet.

<sup>11</sup> Dabei handelt es sich um alle Medien, die Einfluss auf den jugoslawischen Staat und dessen Gesellschaft hatten.

<sup>12</sup> Bericht vom 21.01.1976 an Savezni sekretarijat za inostrane poslove (dt. Bundessekretariat für Auslandstätigkeit) seitens des Botschaftsberaters aus Wien, Herrn Lukic. Danke an den Historiker Vladimir Ivanović für die Zurverfügungstellung dieses, für unser Thema wichtigen Dokuments.

„Die Informationsmittel von Presse, Radio und Fernsehen müssen in unserer Hand sein und nicht in den Händen derer, die gegen unsere Einheit arbeiten“.

(Calic, 2020, 337)

Jugoslawien sah sich Anfang der 1970er Jahre einem vermehrten Druck der nationalistischen Kräfte aus dem Ausland und Inland ausgesetzt.<sup>13</sup> Einer der Vorgangsweisen dieser Situation Herr zu werden, war, die Kontrolle über die Medien zu gewinnen. Damit geriet auch Kazimirović und sein von der Partei und Botschaft unabhängiges Projekt ins Visier und wurde zu Fall gebracht. Auf der Ebene des politischen Spieles in Österreich wurde *Danas* seitens der ÖVP als ein „jugoslawisches“ und der Wahlwerbung für die SPÖ zugeneigtes Blatt<sup>14</sup> betrachtet.

Nachdem die Wochenzeitung *Danas* am 05.12.1975 eingestellt wurde, bekam Vasa Kazimirović vermutlich den Auftrag von der Arbeiterkammer (AK) Wien, eine dünnere Zeitung – die eher einer Informationsbroschüre der AK glich – namens *Novi Danas* herauszugeben. Somit sind *Danas* und *Novi Danas* die ersten – in einer Reihe, die bis heute andauert – von links-liberalen Interessensvertretungen in Österreich finanziell unterstützten Medien für die jugoslawischen GastarbeiterInnen in Wien.

Als Herausgeber des Informationsblattes scheint die Firma DANAS auf. *Danas* war, wie es im Untertitel hieß, ein „unabhängiges wöchentliches Informationsblatt“, *Novi danas* war ein „Informationsblatt für ausländische Arbeitnehmer in Österreich“. Entlang dieser Bezeichnungen lassen sich genau die Blattlinien und somit auch die Differenzen zwischen *Danas* und *Novi Danas* bestimmen. Das erste Blatt war ein Projekt eines unternehmerischen Individuums, das zweite, eines einer österreichischen Institution: Die eigentlichen Herausgeber von *Novi danas* waren

<sup>13</sup> 1971 kam es zu nationalistischen Demonstrationen in Zagreb und 1972 zur von der kroatisch-nationalistischen politischen Emigration in Österreich unterstützten Aktion der Einschleusung eines Dutzends kroatisch-nationalistischer Terroristen nach Zentralbosnien.

<sup>14</sup> „Aber wie wird bei den Arbeiterkammerwahlen in Vorarlberg mit den Gastarbeitern Politik gemacht. Die jugoslawische Zeitung *Danas*, und wie sie alle heißen, hat nur für die SPÖ-Kandidaten Propaganda gemacht. In den Zeitungen für die Gastarbeiter waren die Namen der SPÖ-Kandidaten sogar slawisiert. Als einmal ein bezahltes Inserat für unseren Arbeiterkammerpräsidenten Jäger in der jugoslawischen Zeitung *Danas* Aufnahme gefunden hat, hat die SPÖ in

der Österreichische Gewerkschaftsbund, die AK Wien und der Wiener Zuwandererfonds. In deren Auftrag stellte die Firma DANAS die Zeitung *Novi danas* her.<sup>15</sup> Der Wiener Zuwandererfond hatte dabei die mittleren zwei Seiten für eigene Informationsinteressen reserviert. Damit hatten die Herausgeber auch die redaktionellen Inhalte mitbestimmt. Der Auftrag des nominellen Redakteurs bestand darin, die Artikel zu bestellten Themen und Themenbereichen entsprechend der Vorstellungen der geldgebenden Institutionen zu realisieren. *Novi Danas* erschien monatlich von 1976 vermutlich bis 1977 auf acht A4-Seiten. Graphisch bildete es eine erkennbare Fortsetzung von *Danas*, inhaltlich allerdings nur zum Teil, denn es fehlten im Blatt zur Gänze die Berichte aus Jugoslawien. Die Sprache war wie bei *Danas* die ekavische Version des Serbokroatischen. Inhaltlich war *Novi danas* die verkürzte und an die genannten Institutionen gebundene Fortsetzung von *Danas*.

Parallel zu diesen seitens der österreichischen Institutionen herausgegebenen Informationsblättern gab es auch ein Printmedium namens *Glasnik – Za jugoslovenske građane na privremenom radu u Austriji* (dt. *Der Bote – Für temporär in Österreich arbeitende jugoslawische Bürger*), das vom Wiener Kultur- und Informationszentrum Jugoslawiens herausgegeben wurde. Der Zusatztitel zeigt die Tendenz in der Blattlinie dieses Periodikums. Bettelheim kommentiert im Jahr 1978 dazu:

„Es ist dies jene Haltung, wonach die gesellschaftliche und wirtschaftliche Integration der AE<sup>16</sup> nicht zu endgültigen Abwanderung führen soll, die für die AE-Exportländer typisch ist. Gebraucht werden Informationen und Meldungen aus Jugoslawiens Wirtschaft, Sozialpolitik, Sport; Zollbestimmungen für Rückkehr, Nachrichten aus AE-Klubs in Österreich; Kulturseite.“

(Bettelheim, 1978, 45)

Vorarlberg die ganze Auflage dieser Zeitung gekauft. (...) Ich erinnere daran, daß selbst das jugoslawische Konsulat in Vorarlberg wie ein SPÖ-Werbebüro gearbeitet hat. Die Erleichterung war dann in Vorarlberg umso größer, als es als Ergebnis auch in der Arbeiterschaft für unseren Jäger beinahe eine absolute Mehrheit gegeben hat.“ (Pitschmann 04.04.1975, 17).

<sup>15</sup> „*Danas* (früher wöchentlich) jetzt als (dünnere Monatschrift) mit dem Titel „NOVI DANAS“. SPÖ-naher Standpunkt, Darstellung und Interpretationen der Regierungspolitik, bisweilen (starker) PR-Charakter.“ (Bettelheim, 1978, 45)

<sup>16</sup> „AE“ heißt in diesem Zusammenhang „Ausländer“ (Anmerkung des Verfassers).

Die Haltung, dass es einmal eine Rückkehr geben wird, war wohl damals in unterschiedlichen Ausprägungen nicht nur bei den Institutionen des Herkunftslands, sondern auch bei jenen aus dem Ankunftsland und vor allem auch bei den Menschen selbst manifest. Eben auch die ArbeitsmigrantInnen selbst glaubten, dass sie bald wieder zurückkehren würden. Allmählich kristallisierte sich jedoch auf allen Seiten heraus, dass man sich in dieser Annahme getäuscht hatte. Diese ursprüngliche Enttäuschung bildet die Grundlage der neuen seit der Jahrtausendwende auf BKS<sup>17</sup> erscheinenden Printmedien.

Das Erbe von *Danas* und *Novi danas* (Vasa Kazimirović) verteilt sich in Wien auf zwei Entwicklungslinien. Einerseits wird deren Arbeit über die Zeitung MIGRA<sup>18</sup> des Wiener Zuwandererfonds und der *Bečki Glasnik*<sup>19</sup>, der Zeitung des Wiener Integrationsfonds (WIF), weitergeführt. Und andererseits über die Linie der Publikationen, die auf einer Privatinitiative beruhen, auf die später im Text eingegangen wird.

Nach der Auflösung Jugoslawiens waren die Institutionen in Österreich mit der Tatsache konfrontiert, dass die Zahl derjenigen, die aus Jugoslawien (vor allem aus Kroatien, Bosnien und Herzegowina, Serbien und Kosovo) stammten und in Österreich lebten, weiterhin anstieg. In dieser Situation wurde von Vinko Pašalić, einem der drei<sup>20</sup> Kuratoren des WIF, die Initiative ergriffen, ein neues Informationsblatt für die betreffenden Gruppen zu starten. Dieses hieß *Bečki Glasnik – Mesečni informativni list Bečkog fonda za integraciju* (dt. *Wiener Bote – Monatliches Informationsmagazin des Wiener Integrationsfonds*) und ist in Folge von 1996 bis 2004 erschienen.

Der WIF hatte in Wien die Rolle des Wiener Zuwandererfonds übernommen und weitergeführt. Allerdings mit einer nicht unwesentlichen Verschiebung: Während der Zuwandererfond Wohnen und Arbeit als seine Hauptbetätigungsfelder betrachtete, konzentrierte sich der WIF, angelehnt an das von Daniel Cohn-Bendit in Frankfurt geführte Amt für multikulturelle Angelegenheiten, auf den Bereich der Kultur und der Förderung des Integrationsprozesses. Neben einer Zentrale für Verwaltung und Wissenschaft existierten Außenstellen, in denen sich Teams von drei Personen dem Thema Integration in den Bezirken Wiens widmeten.

*Bečki Glasnik* anerkannte das erste Mal die in der politischen Realität Jugoslawiens vorgenommene Trennung des Serbokroatischen und erschien in drei Sprachen (Kroatisch, Serbisch und Türkisch).<sup>21</sup> Die serbische Version erschien darüber hinaus in kyrillischer Schrift<sup>22</sup> und die kroatische in lateinischer. Ansonsten unterschieden sie sich inhaltlich voneinander nur in den Teilen des Blattes, in denen über die Vereine und deren kulturelle und sportliche Manifestationen berichtet wurde. Somit war *Bečki Glasnik* das erste Magazin in Österreich, das den ethnischen und in Folge davon auch sprachlichen Trennungen von Jugoslawien Rechnung trug. Für die Flüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina wurde gleichzeitig außerhalb der Fondsstrukturen das Monatsmagazin *Sutra (Morgen)* finanziert, womit in den 1990ern in Wien auf der institutionellen Ebene das alte Prinzip der ethnischen Parität der jugoslawischen Vereine wiederbelebt (fortgesetzt) wurde. Mit der redaktionellen Arbeit innerhalb des Integrationsfonds wurde Goran Novaković, ein Literaturwissenschaftler und

<sup>17</sup> Die Bezeichnung „BKS“ (Abkürzung für Bosnisch Kroatisch Serbisch) geht von einer plurizentrischen Standardsprache aus. BKS wird so als eine Sprache mit verschiedenen Standardvarianten verstanden, die sich über die Gebiete einzelner Nationalstaaten erstrecken. Die Frage in welcher Sprache ein Printmedium gedruckt wird, ist, für die Medien für und von MigrantInnen, die aus dem Gebiet Jugoslawiens stammen, bis heute eine virulente geblieben. Eine historische und linguistische Untersuchung davon wäre durchaus ein interessantes Unterfangen.

<sup>18</sup> *MIGRA – Informacija za radnike iz Jugoslavije* (dt. *Informationen für jugoslawische Arbeitnehmer*) – das Informationsblatt des Wiener Zuwandererfonds, das im Jahr 1977 zu erscheinen begann, ist das Nachfolgeprojekt von *Novi danas*. Erschienen ist es acht Mal jährlich. Leider war es aus Zeitgründen nicht mehr möglich auch auf dieses wichtige Printmedium für MigrantInnen aus Jugoslawien genauer einzugehen.

<sup>19</sup> Die Zeitschrift erschien von 1996 bis 2004.

<sup>20</sup> Die anderen zwei Kuratoren waren Max Koch (Leiter) und Haydar Sari.

<sup>21</sup> Die türkische Version hieß *Viena Postasi*. Deren Chefredakteur war Kemal Poztepe. Kemal Poztepe hatte, bevor er beim WIF angestellt wurde, im Rahmen eines Projektes des Vereins IODO vier Nummern des dopsprachigen (Türkisch/Deutsch) Magazins *Dialog* redaktionell betreut.

<sup>22</sup> Ich war damals (Wiener) Redakteur der in Innsbruck erscheinenden multikulturellen Zeitschrift *MOSAİK* und traf mich mehrmals mit Vinko Pašalić. Unter anderem sprachen wir auch darüber, welche Sprache und in welcher Schrift die Zeitung erscheinen sollte. Ich vertrat damals die Auffassung, dass es kyrillisch sein sollte. Meine Argumentation ging in Richtung Anerkennung: Da die Menschen aus Serbien in Österreich während der Jugoslawienkriege zum Bösen für alle und jeden erklärt worden waren, sollten sie auf diese Weise die Anerkennung einer Institution, die sich mit Integration in Wien befasst, bekommen.

direkt



Ein Informationsblatt des Vereins zur Betreuung der AusländerInnen in ÖÖ • 4020 Linz, Humboldtstraße 49/1  
Tel. 0732/66 73 63-65 • Fax: 0732/65 45 88 • E-mail: auslaenderber.linz@demut.or.at • Nr. 1/97 • Jahrgang 03

## Godina protiv rasizma

Uz pomoć mnogih zaključaka na različitim razinama uspjelo je Savjetu Europske zajednice 23. 7. 1996. godine 1997. proglasiti godinom protiv rasizma.

Tim zaključkom obavezuju se zemlje pripadnice Europske zajednice poduzeti mjere protiv rasizma, mržnje prema strancima i antisemitizma.

Savjetodavna komisija „rasizam“ mržnja prema strancima“ ustanovljuje da migranti i etničke manjine kao i dosada u nekim zemljama članicama trpe od diskriminacije skoro na svim područjima društvenog života: na radnom tržištu, u stambenom području, školstvu i zanatskom obrazovanju, kao i prilikom drugih usluga.

Rasizam i diskriminacija ostakavaju opće društvene uvjete pod kojim migranti žive.



Uskraćivanje istih osnovnih i građanskih prava čini migrante ne pripadajućom masom manevriranja za politiku i privredu. To vodi k tome da migranti nerazmjerno trpe od privrednih i socijalnih posljedica. To može dovesti i do toga da budu ugroženi u ulogu krovca te tako umjesto žrtve budu okarakterizirani kao uzročnici i na kraju se nađu na nišanu nelagodnosti i agresije.

U Austriji „jot uvijek nema zakonskih odredbi koje zabranjuju diskriminaciju na osnovu rase, vjere, spola, porijekla... (Protidiskriminirajući zakon - Antidiskriminierungsgesetz).“

Zaključci, rezolucije, akcije, izvještaji su jedna stvar a njihovo provođenje u glavama i srcima ljudi kao i u strukturama druga.


U svakom broju direkta informiramo čemo Vas o aktivnostima pokrajina u Austriji i u EZ. ♦

Sadržaj	strana
Rasizam	2/3
Ujeti iz Fahrtengera i di Dobusch	2/3
Lisčina pretvorba	4/5
Kratki i jame	5
Bonus iskaznice za majku i dijete	6
Kolektivna ugovora	7
Nezaposlenost	8

direkt

# Sutra

List za građane Bosne i Hercegovine u Austriji, god.1., Wien 1 / 95, cijena 10 ATS



KENOVIĆ, DUH SARAJEVSKE RAJE  
INTERVIEW: BOGDAN BOGDANOVIĆ  
SAH: SREBRO NASOJ REPREZENTACIJ  
DRAGA MOJA PROFESORICE

Abb. 2. direkt, 1, 1997 &amp; Sutra, 1, 1995

Germanist aus Belgrad, der Anfang der 1990er nach Wien gekommen war, beauftragt. In der Redaktion des *Bečki Glasnik* saßen MitarbeiterInnen von Außenstellen des Integrationsfonds.<sup>23</sup> Unter ihnen auch Borko Ivanković, der in den Jahren 1989 und 1990 das Magazin *YU Novine* (dt. *YU Zeitung*) herausgegeben hatte. *Bečki Glasnik* erschien mit 6.000 Exemplaren, zehn Mal jährlich mit zwei Doppelnummern für Juli und August sowie für Dezember und Jänner. Es wurde gratis verteilt. 2001 hatte das Blatt 1.826 AbonnentInnen. Zusätzlich dazu wurde *Bečki Glasnik* in mehreren Exemplaren an 200 Adressen „in Wien, nämlich an Beratungsstellen, Behörden, Vereine, Konsulate, muttersprachige ÄrztInnen etc. verschickt“ (APA, 2001).

Insgesamt war *Bečki Glasnik* zur Gänze ein Projekt der Institution des WIF und übermittelte auch dessen Sicht auf die Wirklichkeit. Die Zeitung hatte die Funktion, zu informieren und dadurch zum Selbst- und Fremdverständnis eines bestimmten Wiener Bevölkerungssegments bei-

zutragen. Die Stärke der Zeitung lag darin, Neutralität und eine überparteiliche Position (diejenige der Verwaltung) zu wahren, die Schwäche wiederum war, dass diese Art von Neutralität mit der Zeit berechenbar und nur bedingt interessant wurde. In der Tat geriet *Bečki Glasnik* dadurch, dass er vorwiegend von Leuten verfasst und redaktionell betreut wurde, deren berufliche Hauptfunktion in den Außenstellen des Integrationsfonds in der Beratung lag, zu einer ebensolchen Beratungs- und Informationsplattform. Kommunikationshistorisch interessant sind diese Blätter heute, verdeutlichen sie doch die Positionen im Diskurs über Migration und über bestimmte Gruppen von MigrantInnen innerhalb der jeweiligen Institutionen damals.

Eine besondere Stellung unter den Zeitungen für MigrantInnen aus Jugoslawien nimmt das Informationsblatt des Beratungszentrums für MigrantInnen und Migranten in Linz ein: *direkt – Ein Informationsblatt von migrare – Zentrum für MigrantInnen in ÖÖ*. *direkt* ist bisher die ein-

<sup>23</sup> Ständige Mitarbeiter des *Bečki Glasnik* waren Larisa Skender, Borko Ivanković, Lidija Kuzmanović, Januz Saljuka, Izabela Burić, Duška Raica-Frešl, Dunja Bogdanović-Govedarica, Damir Križanec, Darijo Parenta und Violeta Hasagić. Menschen, die neben den vorhandenen Qualifikationen auch nach einer Quote nach ethnischer Zugehörigkeit zu MitarbeiterInnen des WIF wurden und die in der Redaktion des *Bečki Glasnik* dessen Neutralität garantierten. Fast

alle Beiträge wurden von den RedaktionsmitarbeiterInnen geschrieben. Die einzigen Artikelschreiber von Außerhalb der Fondsstrukturen waren der, für die „kroatische“ Version zuständige, Blaško Papić und für die „serbische“ Slobodan Jovanović, zwei Amateurlisten, die davor jahrzehntelang Sportberichte über die Jugo-Liga für die Printmedien in Jugoslawien lieferten.

zige Zeitung, die seitens einer NGO<sup>24</sup> konzipiert und auf BKS herausgegeben wurde, und die von 1995 an 18 Jahre lang in gedruckter Form und bis heute als ein elektronischer Newsletter weitergeführt wurde. *direkt* ist von 1995 bis 2013 vierteljährlich auf vier A4 Blättern in einer Auflage von 4.000 Exemplaren (1.500 BKS, 1.500 Türkisch und 1.000 Deutsch) erschienen. Anfänglich hatten alle drei Sprachennummern den gleichen Inhalt, mit der Zeit aber, indem sich die Bedingungen für die Gruppen verändert hatten, z.B. als Kroatien in die EU aufgenommen wurde etc., gab es mehr gesonderte Texte in den jeweiligen Sprachausgaben. Die Chefredaktion oblag Mümtaz Karakurt, dem Leiter von *migrare* – Zentrum für MigrantInnen in Oberösterreich. Für die BKS-Version trug zumeist Valdimir Polak, Mitarbeiter von *migrare* ohne journalistische Praxiserfahrung, die Verantwortung. Inhaltlich gab es einige Parallelen zwischen *direkt* und *Bečki Glasnik*. Es wurden Informationen über Gesetzesänderungen abgedruckt, Berichte oder Ankündigungen über die Aktivitäten von Trägerorganisationen und eigene Projekte vorgestellt. Seit 2013 erscheint der Newsletter unregelmäßig mehrmals jährlich strukturell bedingt auf Deutsch erscheint.

### Die Zeitungen von und für MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich

Die Linie der Publikationen, die auf einer Privatinitiative beruhen, die im Jahr 1973 anfang wird in diesem Medienfeld mit dem Sportredakteur von *Danas* Marko Popović in der Zeitung *Stenotip* (1979) und danach *Glas* (1982) weitergeführt. Als seine Nachfolger bzw. dessen Fortsetzung treten im Jahr 1989 die *YU novine* (von Borko Ivanković) und *Mi u inostranstvu* (von Mirel Tomas und Alfred Zoubek) und im Jahr 1996 *Bečki Magazin* (von Stojan Tomičić) ein. Alle diese Projekte scheitern an den Umwerfungen, die der Krieg in Jugoslawien auch in der Medienwelt der Migration mit sich brachte. Die durch den Krieg verursachten Unsicherheiten irritierten auch die Geldgeber in Österreich und die Blätter mussten eingestellt werden. Erst nach dem Millennium begann in Österreich eine

neue Ära der „jugoslawischen“ Zeitungen, dieses Mal unter dem Label BKS-Medien. Die zwei gegenwärtig noch führenden Printmedien sind die Monatszeitschriften *KOSMO* (von Dejan Sudar) mit eine Auflage von monatlich 120.000 und das Projekt *BUM* mit eine Ausgabe auf BKS von 80.000 und auf Türkisch mit 60.000 Exemplaren (von Dino Šoše). *KOSMO* und *BUM* sind die heutigen Nachfolger von *Danas* und es wäre interessant zu untersuchen, mit welchen Strategien sich diese erkennbar werbefinanzierten Gratismedien ihr Überleben sichern. Im Falle ähnlicher Abhängigkeitsverhältnisse wie *Danas* in den 1970ern, entfällt bei diesen Zeitschriften der Druck von Vertretern der Herkunftsstaaten. Anders als die SFR Jugoslawien, die eine eigenständige Position gegenüber Österreich und deren diversen Machtzentren vertrat und sich auch als Schutzstaat (und als Kontrollor) ihrer „Arbeiter und Bürger“ verstand, sind die aus der Konkursmasse Jugoslawien neu entstandenen Staaten weder willig noch mächtig genug, um Interventionen im medialen Bereich anderer Länder zu tätigen.“

Bei der Untersuchung von Medien, die ich im Rahmen von Nachforschungen über die Selbstorganisationen der jugoslawischen ArbeiterInnen in Österreich<sup>25</sup> geführt habe, habe ich folgende Publikationen in meine Darstellung miteinbezogen: die zwei Vereinszeitungen *Bratstvo* (*Brüderlichkeit*) (1984-1990, in Innsbruck) und *Polet YU* (*Aufschwung YU*) (1986-1990, in Linz); die drei Kinderzeitungen *Kolo mladosti* (*Reigen der Jugend*) (1980-1990, herausgegeben vom Kollegium der Unterrichtenden des jugoslawischen Zusatzunterrichtes aktiv im Rahmen des Vereins SREM in Wien), *Cankarjevci* (1979 – Ende 1990er, herausgegeben vom slowenischen Verein Ivan Cankar, der im Rahmen des jugoslawischen Dachverbandes aktiv war) und *Srce domovine* (*Das Herz der Heimat*) ((1989-1991, herausgegeben vom Dachverband der jugoslawischen Vereine in Niederösterreich).

Im Laufe der Recherche zeigte sich eine sehr komplexe Vernetzungsstruktur von AktivistInnen, die sich der Aufgabe der Informationsdistribution innerhalb der Community verschrieben hatten, wodurch umso klarer wurde,

<sup>24</sup> Die Beziehung von NGOs und Selbstorganisationen von MigrantInnen, im für diese Analyse relevanten Fall MigrantInnen aus Jugoslawien, ist eine sehr komplexe und erfordert eine gesonderte Betrachtung. Aus der Sicht von Selbstorganisationen sind die NGOs Organisationen der Mehrheitsge-

sellschaft und entsprechend der Machtaufteilung zwischen Mehrheiten und Minderheiten stünden diese auf der Seite der Mehrheit.

<sup>25</sup> Zur Organisationsstruktur der jugoslawischen Community siehe: Bratić, 2000 und 2003.



dass der methodische Ansatz dieser Analyse, nämlich von einzelnen Printmedien auszugehen und so ein Netzwerk der gegenseitigen Bezugnahmen herauszuarbeiten, ein zu partikulärer und somit unvollständiger bleiben würde. Es zeigt sich auch in diesem Fall, dass die Forschung zu Medien der Migration ihr Augenmerk zumindest auf drei miteinander verschränkte Felder zu legen hat: den Ankunftsstaat, den Herkunftsstaat und die Menschen, als handelnde Individuen und in ihren Selbstorganisationen, die sich zwischen den zwei Verwaltungsgebilden bewegen. Ein angemessenes Verständnis der Interdependenzprozesse, in denen diese Printmedien zustande kamen und von denen sie beeinflusst, vorangetrieben und bestimmt waren, ist nur zu erlangen, wenn alle AkteurInnen, die diese Prozesse und Vernetzungen initiierten und vorantrieben, in die Untersuchung miteinbezogen werden. Die Printmedien von und für jugoslawische MigrantInnen in Österreich sind auf einem – ähnlich wie die Selbstorganisationen der jugoslawischen ArbeiterInnen in Österreich – Terrain entstanden, auf dem nicht nur die Selbstinitiativen für die Organisation der Menschen selbst, sondern durchaus auch die Herkunfts- und Ankunftsstaaten eigene Interessen zu verteidigen und eigene Vorstellungen zu realisieren versuchten. Die Entflechtung dieses Wirkungsdreiecks bleibt ein Desiderat noch anzugehender Forschungsvorhaben.

### **Printmedien für die „temporären Arbeiter aus Jugoslawien“ und die Einflüsse aus dem Herkunftsstaat**

Die Aufgabe, die „Arbeiter, die temporär im Ausland beschäftigt sind“ zu informieren, hatte für den Herkunftsstaat Jugoslawien nicht zuletzt einen sicherheitspolitischen Aspekt und insofern höchste Priorität. Deswegen wird in den Berichten der jugoslawischen Botschaft<sup>26</sup>, die regel-

mäßig an das jugoslawische Außenministerium geschickt wurden, die Themen Information von ArbeiterInnen und Medien, die ihnen zugänglich sind, prioritär behandelt. Im Jahr 1972 beschloss Jugoslawien, dass die Information der ArbeiterInnen im Ausland durch die Zusendung von Printmedien erfolgen sollte (Ivanovic, 2010, 217). Zu diesem Zweck bekamen die Vereine, vermittelt über die Kultur- und Informationszentren, ausgewählte Printmedien aus dem Herkunftsland zugeschickt und es war möglich, auf jeder Bahnhofstation in Österreich auch die jugoslawische Presse zu kaufen.

Von Beginn der Arbeitsmigration Mitte der 1960er an wurde in den jugoslawischen Printmedien über die soziale Lage aber auch über die Sport- und Kulturaktivitäten der Vereine in den Ankunftsländern berichtet.<sup>27</sup> Dabei stützten sich die Redaktionen aus dem Herkunftsland auf die Vor-Ort-Berichte von AmateurjournalistInnen, die aus den Reihen der ArbeiterInnen stammten. Alle diese AmateurjournalistInnen waren AktivistInnen in den über ganz Österreich verstreuten MigrantInnen-Vereinen. So entstanden Kooperationen, die bis in die 1990er Jahre hielten. Diese Kooperationen wurden ab der ersten Hälfte der 1980er-Jahre vom Jugoslawischen Kultur- und Informationszentrum aus zwei Gründen intensiver gefördert: Einerseits gab es Unzufriedenheit über die in österreichischen Printmedien publizierten Berichte über Jugoslawien (Aksentijević, 1982), andererseits änderte das jugoslawische Kultur- und Informationszentrum seinen Fokus von der Förderung der ArbeiterInnen im Ausland in Richtung Vermittlung der jugoslawischen Kultur an die Gesamtgesellschaften der Nachbarländer.

Auf dieser Folie ist auch ein in Linz organisiertes Treffen am 25.02.1984 des „Dachverband der jugoslawischen Vereine in Oberösterreich“ zu bewerten. Das deklarierte Thema der Begegnung lautete „Verbesserung der Information von temporär im

<sup>26</sup> Vgl. Jahresberichte der jugoslawischen Botschaften aus dem Jahr 1970. In diesen Berichten wird genau aufgeschlüsselt, welche Medien in den Jahren 1969 und 1970 in Österreich nach der Meinung der jugoslawischen Botschaften rezipiert wurden, wie das kulturelle Leben der Arbeiter sich darstellte und in welcher Hinsicht an einer Verbesserung dessen zu arbeiten wäre. Tiposkript eines titellosen 18-seitiges Berichtes aus dem Jahr 1970 befindet sich in Archiv des Verfassers.

<sup>27</sup> Am 13.08.1970 berichtet Zoran Dulejan, einer der Initiatoren und führenden AktivistInnen der Selbstorganisation in Oberösterreich, über die Organisationsfortschritte im und die Kontakte zum Österreichischen Gewerkschaftsbund in Oberösterreich (Dulejan, 1970) Auf der gleichen Seite befin-

det sich ein Bericht von Aca Petrović, einer der Initiatoren und AktivistInnen der ersten Selbstorganisationen aus Niederösterreich, über die Gründung des Vereines „Jugoslavijka“ am 02.08.1969 in Baden (Petrović, 1970). Aus Wien berichtet per Telefon – der Text wurde dann von der Redaktion in Belgrad verschriftlicht – am 23.07.1970 für die *Sportske Novosti* Božin Jovanović, einer der Initiatoren des „Internacionalni klub mladih Jugoslovena“ (dt. Internationaler Verein der jungen Jugoslawen), gegründet am 29.11.1969 in Wien, über den ersten Versuch, einen Fußballcup nur für die jugoslawischen Fußballvereine in Wien und Niederösterreich ins Leben zu rufen. (Jovanović, 1970).

Ausland beschäftigten jugoslawischen Bürgern“.<sup>28</sup> Anwesend waren 30 AktivistInnen, die im Bereich Information aus Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Wien und Niederösterreich tätig waren, VertreterInnen des Kultur- und Informationszentrums SFRJ aus Wien, das Generalkonsulat aus Salzburg, Delegierte von *Radio Zagreb*, *Radio Sarajevo*, der Tageszeitung *Vjesnik (Bote)* aus Zagreb und der Tageszeitung *Oslobođenje (Befreiung)* aus Sarajevo und VertreterInnen der Wochenzeitungen *Vikend (Wochenende)* und *Novosti iz Jugoslavije (Nachrichten aus Jugoslawien) – YU Novosti*. Bei diesem Treffen wurde beschlossen Aus- und Fortbildungsmaßnahmen sowie bessere Vernetzung zwischen JournalistInnen in Österreich und Jugoslawien aufzubauen, um die Qualität der Medien für die MigrantInnen aus Jugoslawien zu verbessern. Ein zentrales Printmedium für die Gruppe aller GastarbeiterInnen aus Jugoslawien wie auch längere Sendezeiten im Radio wurden ebenfalls als Ziele festgelegt. Zudem sollten, wie es in Abschlussprotokoll in letztem Absatz steht, künftig die Bemühungen in Richtung eines „Zaključni savetovanja o informisanju“ (dt. „Fernsehprogramms, das für unsere Bürger bestimmt ist“, 25.02.1984), intensiviert werden.

Vereinszeitungen: Das erste Informationsblatt, das von den jugoslawischen Selbstorganisationen in Österreich herausgegeben wurde war *BRATSTVO – Informativni list kluba BRATSTVO – Innsbruck – Tirol* (dt. *Brüderlichkeit – Informationsblatt des Vereins Brüderlichkeit – Innsbruck – Tirol*.) *Bratstvo* lässt sich als eine Vereinszeitung, als eines der Ergebnisse der beschriebenen Kultur- und Informationsoffensive charakterisieren. Die Zeitung wurde im Verein seitens Milorad Jovanović (mit Hilfe von den in Innsbruck gerade stationierten Lehrkräften für den Zusatzunterricht) mit Schreibmaschine geschrieben, zusammengestellt und in 50 Exemplaren kopiert. Während des ganzen Erscheinungszeitraums von *Bratstvo* saß in der Redaktion auch Valter Mlinar, der im Jahr 1997 in der Redaktion von *dialog-dijalog-dijalog*<sup>29</sup> (*Dialog*), eines Zeitungsprojektes der Grünen Bildungswerkstatt in Tirol, das auf Deutsch, Serbokroatisch und Türkisch erschien,

<sup>28</sup> Protokoll mit dem Titel „Beschlüsse der Beratung über die Informierung“ liegt dem Verfasser dieses Textes im Original vor.

<sup>29</sup> Das Erscheinen des *dialog-dijalog-dijalog* wurde durch die Grüne Bildungswerkstatt Tirol finanziert, inhaltlich wurde diese Publikation von Nihad Alp, einer der AktivistInnen der kurdischen Communitys in Innsbruck und Valter Mlinar – ein Aktivist der ehemaligen jugoslawischen Selbstorganisa-



Abb. 3. *Kolo mladosti*, 7, 1990

sitzen wird. Der Vertrieb von *Bratstvo* erfolgte kostenlos über die AktivistInnen der jugoslawischen Vereine in Tirol. Folgendermaßen hatte sich das Informationsblatt in der ersten Ausgabe am Titelblatt selbst der deutschsprachigen Öffentlichkeit vorgestellt:

„Das Öster. Mediengesetz verlangt eine kurze Beschreibung über die Vereinszwecke, deshalb verlautbaren wir folgendes: Da viele Jugoslawische Arbeiter keine Möglichkeit haben, in den Klub zu kommen, ist der Vorstand auf die Idee gekommen, ein Informationsblatt herauszugeben. Damit wollen wir erreichen, dass die Arbeiter besser informiert werden über das Geschehen im Klub: über die organisatorischen Probleme, Pläne, vergangenen Erfolge und vor allem die Verbreitung von der Brüderlichkeit und der Einigkeit unter jugoslawischen Arbeitern. Das Informationsblatt sollte Lesermeinungen, Vorschläge, Kritiken, Gedichte, Schülerarbeiten beinhalten sowie das Sportgeschehen im Klub und Unterhaltung für jedermann (Anekdoten, Rätsel, Witze, Quiz, etc.).“ (BRATSTVO, 1984)

tion, aufbereitet. Mlinar konnte sich bald nicht mehr mit diesen jugoslawischen Selbstorganisationen identifizieren, da sie ab Anfang der 1990er zunehmend begonnen hatten, sich ethnisch zu definieren. *dialog-dijalog-dijalog* ist insofern einzigartig, weil es in Österreich vorher keine Versuche seitens einer Partei gegeben hatte, mit einem muttersprachlichen Printmedium die jugoslawischen und türkischen GastarbeiterInnen als WählerInnenpotential anzusprechen.

Um einiges professioneller und aufwendiger produziert – sowohl Inhalt als auch Form betreffend – war die ab 1986 erscheinende Zeitschrift *Polet YU – LIST ZAJEDNICE KLUBOVA* (dt. *Abflug YU – Informationsblatt des Dachverbandes der Vereine*) des jugoslawischen Dachverbandes in Oberösterreich. Auch dieses Blatt kann als einer der realisierten Beschlüsse des Treffens vom 25.02.1984 betrachtet werden. Der Chefredakteur Hasan Duraković war damals auch Redakteur einer Radiosendung für die jugoslawischen ArbeiterInnen im regionalen Radio und Redaktionsmitglied von *naš delavec* (dt. *Unser Arbeiter*), einer seit 1978 in Ljubljana auf Slowenisch für „die Arbeiter in der Fremde“ (*naš delavec – skupna revija slovenskih časnikov za delavce na začasnom delu v tujni*, 02.1986, 1) erscheinenden Monatszeitung. Die Redaktion bestand zudem aus den in Oberösterreich in der Selbstorganisation aktivsten Menschen<sup>30</sup> und beinhaltete auch einen Herausgeberrat, in dem RepräsentantInnen aus dem Dachverband nahestehenden Institutionen vertreten waren.<sup>31</sup> Die Zeitung im Umfang von sechzehn A4 Seiten erschien von 1986 bis 1988 zweiwöchentlich in einer Auflage von zunächst 500 und danach 800 Stück.<sup>32</sup> Gedruckt wurde das Blatt in Sarajevo in der Druckerei der Tageszeitung *Oslobođenje* (*Befreiung*). Verbreitet wurde das kostenlose Blatt über die damals in Oberösterreich 18 existierenden jugoslawischen Vereine, über das Zentrum der Jugoslawen „Moša Pijade“ in Linz, über die jugoslawische Erwachsenenbildungseinrichtung „Radivoje Ćirpanov“ und andere jugoslawische Einrichtungen in Oberösterreich. Die professionellere Produktion der Zeitschrift resultierte aus der in Oberösterreich sich bereits 1968 etablierenden und bis in die 80er Jahre stabilen Szene der Selbstorganisation der jugoslawischen ArbeiterInnen und deren engen Verflechtung mit Interessenvertretungen der österreichischen Arbeiterinnenschaft.

Kinderzeitungen: Eine eigene Entwicklungs-

linie innerhalb des ideologisch vorgegebenen Rahmens von Selbstorganisationen der jugoslawischen ArbeiterInnen in Österreich bilden die Kinderzeitungen, die seitens der Lehrerinnen und Lehrer des Zusatzunterrichtes während der 1980er Jahre in Österreich herausgegeben wurden. Die erste Kinderzeitung war *Kolo mladosti – List učenika jugoslovenske dopunske nastave u Beču* (dt. *Reigen der Jugend – Die Zeitung der Schüler des jugoslawischen Zusatzunterrichtes in Wien*) und wurde im Rahmen des Vereines SREM durch das „Aktiv nastavnika jugoslovenske dopunske škole u Beču“ (dt. Kollegium der Lehrer des jugoslawischen muttersprachlichen Zusatzunterrichtes in Wien) herausgegeben. Im Jahr 1980, dem Gründungsjahr der Zeitung, arbeiteten in Wien 15 LehrerInnen für den Zusatzunterricht (Banić, 1989, 3). Die Materialien, Kinderaufsätze, Gedichte, Zeichnungen usw. wurden während des Zusatzunterrichtes und in zwei jährlich stattfindenden Wettbewerben von Schülerinnen und Schülern geschaffen. Die Redaktion bestand aus LehrerInnen und SchülerInnen. In die Arbeit des Blattes waren auch die journalistischen Kindersektionen, organisiert im Rahmen von Vereinen, eingebunden.<sup>33</sup> Im Jahr 1988 war Drina Banić (*Kolo mladosti*, 1988), die auch für den Kinderteil in der Sendung *Život u Beču* (dt. *Das Leben in Wien*) im Sender Radio Wien zuständig war, die Redakteurin, im Jahr 1991 war es dann Branka Pantelić (*Kolo mladosti*, 1991). Gedruckt wurde die Zeitung im A4-Format auf 24 Seiten in Jugoslawien<sup>34</sup>, die Auflage betrug 4.000 Stück.

Im Jahr 1988 wird in *Kolo mladosti* über die Kinderzeitung Cankarjevci (dt. Cankarnachfolger) berichtet (*Kolo mladosti*, 1988). *Cankarjevci* (*Kolo mladosti*, 1991) erschien im Rahmen des slowenischen Vereines „Ivan Cankar“, die Redakteurin war die muttersprachliche Lehrerin für Slowenisch Danica Luci. Im Jahr 1979 war der Redakteur Karel Koren und 1983 Zdenka Vadnal.

<sup>30</sup> Neben Hasan Duraković saßen im Jahr 1986 Ivan Ojdanić, Mato Matoković, Esad Ljubunčić, Terezija Vlastnik, Krstan Ždero, Jovica Baljak und Jožef Molnar in der Redaktion.

<sup>31</sup> Krstan Ždero (Obmann des jugoslawischen Dachverbandes in Oberösterreich), Boro Šuput (Vertreter der jugoslawischen Botschaft in Wien), Ivanka Vrhovšek (Obfrau der jugoslawischen Kulturgemeinschaft in Wien), Hasan Duraković (Chefredakteur der Zeitung und Radio Journalist bei Radio Linz), Mato Matoković (Angestellter beim Österreichischen Gewerkschaftsbund, Koordinator der Zusammenarbeit zwischen ÖGB und dem jugoslawischen Dachverband), Jožef Molnar (Leiter des jugoslawischen Erwachsenenbildungsinstitut „Radivoje Ćirpanov“ in Linz) und

Dragoljub Velebit (Angestellte in der „Ausländerberatungsstelle“ in Linz).

<sup>32</sup> Information von Künstler Ivan Ojdanić, einer der für das Layout der Zeitung zuständigen Redakteure. Telefonisches Interview am 15.02.2021.

<sup>33</sup> Tešić, Dragan: Izveštaj o radu kluba „Srem“ u toku 1988. Godine. (dt. Bericht über die Arbeit von Verein „Srem“ für das Jahr 1980) 15.01.1989, Beč. Unveröffentlichtes Typoskript, 2 Seiten.

<sup>34</sup> 1988 in Belgrad in der Druckerei der Tageszeitung *Borba* (dt. *Der Kampf*) und 1991 in der Druckerei „Dečije novine“ (dt. Kinderzeitungen) in Donji Milanovac, die in Jugoslawien auf Druck von Kinderzeitungen spezialisiert war.

In der in *Kolo Mladosti* vorgestellten Nummer, gibt es mehr als hundert Schülerinnenaufsätze und viele Zeichnungen. Jedes Kind, das in Wien muttersprachlichen Zusatzunterricht in Slowenisch besuchte, schrieb darin. Der Umfang dieser Ausgabe resultiert aus dem 15-jährigen Bestehen des Vereins „Ivan Cankar“. *Cankarjevci* gab es schon Ende der 1970er. Damals wurde es seitens des „Kultur- und Informationszentrums der SFR Jugoslawien“ im Eigenverlag gedruckt. Diese Kinderzeitung ist, neben dem historisch wertvollen Material über die damaligen Vorstellungswelten von SchülerInnen des muttersprachlichen Zusatzunterrichtes und deren LehrerInnen, insofern interessant, als dass sie uns zeigt, dass der muttersprachliche Zusatzunterricht für Kinder der MigrantInnen aus Jugoslawien in Wien so gestaltet war, dass in ihm mehrere Sprachen aus Jugoslawien unterrichtet wurden.

Der Verein „Ivan Cankar“ war im Unterschied zu anderen Vereinen, die sich als „jugoslawische Vereine“ deklarierten und verstanden, ein „slowenischer Verein“ und insofern eine Ausnahme. Die Akzeptanz von „serbischen“, „kroatischen“ oder „kosovarischen“ Vereinen innerhalb des Dachverbandes wäre zu dieser Zeit undenkbar gewesen. Anerkennung fanden hingegen „bosnische“, „mazedonische“ und nicht klar deklarierte, aber klar erkennbare Roma-Vereine. Die Situation würde noch komplizierter, würden hier die anderen Minderheiten (z.B. WlachInnen, RumänInnen oder UngarInnen) aus Jugoslawien, die sich in Vereinen organisierten, dazu gezählt. Feststellbar ist, dass diese Exklusionen und Inklusionen die Problemstellung, die auf dem Balkan seit der Entstehung von ethnischen und nationalstaatlichen Bestrebungen vorherrscht, widerspiegeln. Ein Konflikt, der seit dem 18. Jahrhundert schwelt und bis heute akut geblieben ist. So wurde ein Lösungsweg aus dieser Problemstellung auch in der österreichischen slowenischen Diaspora und innerhalb der Selbstorganisationen der jugoslawischen ArbeiterInnen gesucht. Das Ergebnis waren etwa Kinderzeitungen, wie die ausschließlich in slowenischer Sprache geschriebene des Vereins „Ivan Cankar“ (Fugina, 1981, 5-6). Während das Blatt dieser Organisation auch über Aktivitäten des katholischen Sozialdienstes informierte, wären solche Berichte

aufgrund der strengen säkularen Orientierung Jugoslawiens in anderen Vereinen und sonstigen jugoslawischen Organisationszusammenhängen unvorstellbar gewesen. Diese kleinen aber symbolisch bedeutungsträchtigen Differenzen zwischen den selbstorganisierten Einheiten traten auch in anderen Publikationen zutage.<sup>35</sup>

Insgesamt kann damit festgestellt werden, dass die Zeitungen, die innerhalb des Strukturrahmens des jugoslawischen Dachverbandes erschienen sind, die ideologischen und politischen Diskussionen aus Jugoslawien in eine Migrationssituation transformierten. Innerhalb des vorgegebenen Hauptthemas der MigrantInnen aus Jugoslawien und deren Positionen und Probleme in Österreich entwickelte sich ein breites Spektrum an Standpunkten bezüglich der Informierung von „Arbeitern und Bürgern, die temporär im Ausland beschäftigt“ waren, heraus.

### Die Zeitungen für und von MigrantInnen aus Jugoslawien als Privatunternehmungen

Die Zeitungen, die im Folgenden behandelt werden, waren Projekte von Individuen, die aus verschiedenen Gründen die Herausgeberrolle übernommen haben. Diese Entwicklungslinie beginnt mit der davor schon behandelten Zeitung *Danas* (1973) und setzt sich bis heute fort. Es ist die einzige nicht abgeschlossene Entwicklungslinie, die in diesem Text behandelt wird. Medienprojekte entstehen nicht unabhängig von ihrer Umgebung, es steht aber auch immer eine treibende Kraft hinter ihnen, die sich zumeist für den Inhalt eines Printmediums verantwortlich zeichnet. Im Fall von Medien von und für MigrantInnen, die als Privatunternehmungen konzipiert werden, sind die Hauptverantwortlichen für die laufende Produktion zumeist auch die Eigentümer. So trägt die für den Inhalt verantwortliche Person oft auch die Verantwortung für den materiellen Weiterbestand des Mediums. Diese Funktion des Privateigentümers war den Vorstellungen der SFR Jugoslawien, wie und von wem Unternehmungen geführt werden sollten, diametral entgegengesetzt. Nach den Grundsätzen der SFR Jugoslawien war Privateigentum zwar in einem gewissen Ausmaß geduldet, wurde aber keineswegs gefördert, sondern sollte

<sup>35</sup> *Bratstvo* war als eine Vereinszeitung nur auf die Aktivitäten von Vereinen in Tirol konzentriert; *Polet YU* war jugoslawisch, aber mit einer starken Verbindung zu Interessensvertretungen der österreichischen ArbeiterInnenschaft. *Kolo mladosti* war jugoslawisch im Sinne der Ideologie des Jugoslawismus, die muttersprachliche LehrerInnen nach Österrei-

ch brachte, *Cankarjevci* war jugoslawisch im Sinne einer auf Slowenien zentrierten Ideologie des Jugoslawismus und *Sree domovine*, die als letzte als Kinderzeitung des Jugoslawischen Dachverbandes in Niederösterreich zu erscheinen begann, tendierte zu einer serbischen Version des Jugoslawismus.

eher zugunsten von kollektivem Eigentum behindert werden. Das Privateigentum an Medien war so nicht nur auf materieller Basis, sondern auch ideologisch ein Dorn im Auge der jugoslawischen Autoritäten. Medien vermitteln Informationen und Vorstellungen, die sich in den Köpfen der Menschen zu Realitäten, nach denen gehandelt wird, verfestigen können. Somit galten aus der Position des sozialistischen Herkunftslandes der MigrantInnengruppe, die hier behandelt wird, betrachtet, diese Privatmedien auch als gefährlich. Diese kontradiktorische ideologische Position zur Frage des Eigentums führte zu einem grundsätzlichen Misstrauen von staatlichen Institutionen Jugoslawiens gegenüber allen medialen Projekten, die sich als Privatinitiative zu entwickeln begannen, und führte auch zu Interventionen. Solche Interventionen gab es nicht gegen alle dieser Medien, sondern nur gegen diejenigen, die „gefährlich“ eingeschätzt wurden. Die Gefahr dabei wird am Anfang z.B. bei der oben beschriebenen Intervention gegen *Danas* (von Vasa Kazimirović) mehr als eine ideologische gesehen und gegen Ende des jugoslawischen Staates, zum Beispiel bei der Zeitung *YU Novine* (von Borko Ivanković), mehr als materielle, insofern die Zeitung als Konkurrentin bei finanziellen Abschöpfungsmöglichkeiten betrachtet wurde. Anfänglich wurde gegen die prinzipielle Position der jeweiligen Publikation und am Ende um die Unterstützungsgelder agiert. Ein untrügliches Zeichen für den ideologischen Niedergang eines Staates, der auch zum objektiven Zusammenbruch führte. Die Frage des Eigentums bildete bis Anfang der 1990er, auch wenn sie nirgendwo genannt wird, die Grundlage der Position des Herkunftsstaates gegenüber den Medien, die als Privatprojekte einzelner Unternehmegerister aufkamen.

Das erste aus der Reihe derartiger Projekte war die Zeitung *Danas*, die bis Ende 1975 erschien. Neben dem Chefredakteur Vasa Kazimirović, der nach dem erzwungenen Ende von *Danas* für die Arbeiterkammer Wien das Auftragsinformationsblatt *Novi danas* gestaltete, stellt der Sportredakteur der Zeitschrift Marko Popović für die

Geschichte der Printmedien von und für MigrantInnen aus Jugoslawien eine interessante Persönlichkeit dar. Popović startete im Jahr 1982 mit der Herausgabe der Zeitschrift *Glas* (dt. Die Stimme). Folgendermaßen beschreibt er sich selbst in einer von ihm selber herausgegebenen Broschüre mit dem Titel *Wer ist wer in Wien?* im Jahr 1992:

*„Geboren 1932. Beruf: Stenodaktigraph. Seit 1973 in Wien. Redakteur bei der Zeitschrift Danas bis 1975. 1976 eine Schule für Bürotechnik (Daktilographie) in Wien gegründet. Initiator und Hauptredakteur der Zeitung GLAS. Initiator von vielen Initiativen in Wien, wie z.B. die Publikation anlässlich des 10-Jahresjubiläums des Vereins Jedinstvo, Auswahl der schönsten Jugoslawin in Wien, Hilfeleistung bei der Organisation der Arbeitersportspiele usw. Viele Medien haben über ihn geschrieben und am 09.12.1990 wurde in ‚Heimat fremde Heimat‘ ein Beitrag über ihn ausgestrahlt.“*  
(Popović, 1992, 75 (Übers. d. Verf.))

Noch bevor die erste Nummer von *Glas* konzipiert wurde, gab Popović das eher laienhafte Blatt *Stenotip* sowie ein heute historisch gesehen sehr wertvolles „Adressbuch“ mit Vereinen, AktivistInnen und sonstigen Informationen heraus. Die Redaktion dieser Publikation bestand aus den im Jahr 1980 einflussreichsten AktivistInnen der jugoslawischen Selbstorganisationsszene in Wien.<sup>36</sup> In der Publikation wurden 34 Vereine, dazu noch die übergeordneten Koordinationseinheiten wie die Sportvereinigung, die Fußballvereinigung, die Schiedsrichtervereinigung, die Kulturvereinigung und das Kulturzentrum „Branko Radičević“ auf ein bis zwei Seiten mit Text und Bild vorgestellt. Die Vorstellung einzelner Vereine, die enge Zusammenarbeit mit den AktivistInnen und insgesamt die Berichterstattung aus dem Vereinsleben waren die Themen, deren sich auch das Printmedium *Glas* anfänglich angenommen hat. Im Unterschied zu Vasa Kazimirović, der ein Intellektueller, Historiker und Journalist war, der sich zwar in und zwischen den Vereinen bewegte, aber stets auf Distanz zu den ArbeiterInnen<sup>37</sup> zeigte, war Marko Popović

<sup>36</sup> JUGOSLOVENSKI KLUBOVI U BEČU. ADRESAR ZA 1981. GODINU („Jugoslawische Vereine in Wien. Adressbuch für das Jahr 1981.“). Als die Herausgeber des „Adressbuches“ fungierten: Stenodaktilografska škola „Popović“ i Sportsko-kulturno udruženje jugoslovenskih radnika u Beču. Der Redakteur war Marko Popović, in der Redaktion saßen: Marko Pejčinoski, Mičo Djekić, Marko Popović, Bratoljub Čuk, Dragan Rosić, Pavao Carina, Ilija Sjeverac, Slobodan Jovanović und Muzafer Suljić.

<sup>37</sup> Eine Distanz, an der Kazimirović selber nicht unschuldig ist, versuchte er doch anfänglich 1974 bei der Gründung der Jugo-Liga, einer bis in die 1990er Jahre gut funktionierenden Ligameisterschaft, die teilweise auch drei Ligen mit je 14 Mannschaften zählte, die Berichterstattung darüber für seine Zeitung zu monopolisieren. Ein Vorhaben, das den damals schon aktiven AmateurjournalistInnen, die für die Zeitungen im Herkunftsland ihre Berichte schickten, in die Quere kam, womit ein Konflikt vorprogrammiert war.

einer von ihnen. Die Zugehörigkeit zur Klasse ist eine der wesentlichen Differenzen zwischen den MigrantInnen aus Jugoslawien.<sup>38</sup> *Glas* ist im Umfeld von Selbstorganisationen entstanden, berichtete ständig über die internen Entwicklungen dessen und galt vielen davon als „ihr Blatt“ – zumindest solange nicht ein tatsächlich eigenes Produkt entwickelt wurde. Anlass für diese Einschätzung gab auch ein von Milorad Stepanović<sup>39</sup>, dem Obmann des damaligen Wiener Dachverbands der jugoslawischen Vereine, geschriebenes und gehaltenes Referat. Darin kündigt er ein neues Medium des Dachverbandes, unterstützt durch die AK, an. Bis zur Realisierung dieses Vorhabens suchte der Dachverband allerdings um die Finanzierung von *Glas* durch die AK an. *Glas* war sowohl sprachlich als auch journalistisch wenig anspruchsvoll, viel weniger als *Danas*, und bestand aus Berichten über die Vereine, die Generalversammlungen und die neu gewählten FunktionärInnen, aus Berichten über Veranstaltungen und Berichten über die Entwicklungen der Selbstorganisationen.

Weiters fanden sich Porträts von Menschen, die aus Jugoslawien nach Wien gekommen waren, Gedichte und kurze Geschichten, die LeserInnen selber geschrieben hatten und Zeitungsausschnitte aus jugoslawischen Zeitungen, die nach Meinung des Redakteurs wichtig waren. *Glas* erschien bis 1988, anfänglich wöchentlich, dann zweiwöchentlich und dann monatlich, unklar in welcher Auflage. Vorbereitet und kopiert wurde es in der StenotopistenInnenschule von Marko Popović. Bis Mai 1983 wurden einige der wichtigsten AktivistInnen der Selbstorganisationen als Redaktionsmitglieder eingeführt<sup>40</sup>, danach nicht mehr. Vertrieben wurde das Blatt über die Vereine, die vor allem Ausgaben, in denen über sie berichtet wurde, kauften und verteilten.

Gelöst wurde dieser Konflikt, indem Kazimirović sein Vorhaben aufgegeben hat.

<sup>38</sup> Klassenspezifische Differenzen – die zum großen Teil auch solche zwischen ruraler und urbaner Herkunft sind – innerhalb der jugoslawischen Community sind eher die Regel als Ausnahmen und werden bis heute selbstverständlich auch in die Öffentlichkeit gebracht. So zum Beispiel, wenn behauptet wird, dass man kein Problem mit Integration habe, weil man aus Belgrad nach Wien kam und schon im Vorfeld Deutsch gesprochen habe. Impliziert in dieser Aussage ist, dass die anderen dieses Problem hätten, und noch mehr, womöglich wären sie wegen ihrer dörflichen oder proletarischen Abstammung gar nicht integrierbar.

<sup>39</sup> „Die Information der jugoslawischen Staatsbürger stellt eine der wichtigsten Form der Aktivitäten des Vereins dar, in deren Rahmen über die sich aus der Arbeit in Österreich ergebenden Rechte und Pflichten sowie über die Verhältnisse

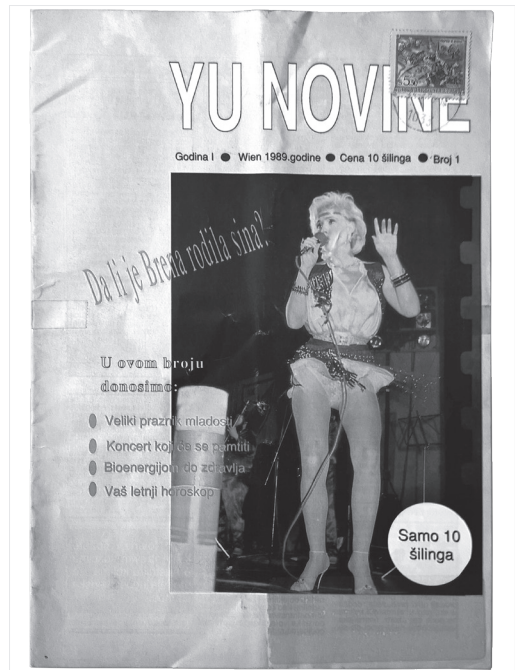


Abb. 4. *YU Novine*, 1, 1989

*YU Novine* (dt. *YU Zeitung*) war, wie andere solcher Projekte auch, eng verbunden mit der Biographie seines Herausgebers und Chefredakteurs. Bei *YU Novine* firmierte Borko Ivanković in verantwortungstragender Personalunion. Er hatte Germanistik in Belgrad und in Berlin studiert. Ab 1978 lebte er in Wien. Zuerst arbeitete er als Dolmetscher und Übersetzer für die jugoslawische Botschaft, danach eröffnete er ein Übersetzungsbüro, dolmetschte für die jugoslawischen Vereine alle großen Manifestationen wie z.B. die Eröffnung der Arbeitersportspiele usw. (Ivanković, 2014). Nachdem *Glas* von Marko Popović 1988 eingestellt worden war, entstand eine Leerstelle, die Ivanković mit *YU Novine* zu füllen beabsichtigte. Außerdem war er zur gleichen Zeit Redaktionsmitglied der Radiosendung *Život u Beču* (dt. *Leben*

im Lande informiert wird. Geplant ist die Herausgabe einer vierzehntägigen, oder einer Monatszeitschrift. Der Verein hat beschlossen, die Arbeiterkammer um die finanzielle Unterstützung der Zeitschrift „Glas“ zu ersuchen, bis die oben angeführte Idee realisiert ist. Dabei geht der Verein davon aus, dass die „Glas“ Informationen bringt, die bei den meisten jugoslawischen Arbeitern im Raum Wien gut ankommen.“ (Stepanović, 15.05.1984, 3)

<sup>40</sup> Im Jahr 1983 (Nr.18 vom 18.05., 2) wird folgendes Redaktionskollegium im Impressum eingeführt: Marko Popović, Zdravko Spajić, Stipe Skejić, Boris Lazanovski, Slavko Jevtić, Mile Stepanović, Lazar Bilanović, Nevenka Rafajlović, Tomaž Kulundžić, Luka Župarić, Branko Knežević, Brda Ivnik, Petar Trkulja, Miodrag Prvulović, Snežana Mišić, Petre Petrovski, Ante Bijelić, Nebojša Petronijević, Vesta Lukić, Dragobran Magdić und Dragan Rosić.

in Wien) von Radio Wien. Ab 1993 war er Angestellter des WIF. Nach dessen Auflösung im Jahr 2004 übersiedelte er in die Magistratsabteilung 17 (MA17) und arbeitete an Projekten, die die Verbesserung der Kommunikation zwischen der Wiener Verwaltung und "ethnischen Gruppen vom Westbalkan" (Matić & Lopusina, 2019, 558) als Ziel hatten. Seit 2015 ist er in Pension und betreibt für die BKS-Diaspora einen Newsletter über kulturelle Angebote von Ex-Jugoslawischen MigranInnen, der zuerst bis 2017 betitelt mit *Aktualnost* (dt. *Aktuelle Nachrichten*) und danach bis heute *Kultura događanja* (dt. *Kulturevents*) heißt.

Folgendermaßen beschrieb Ivanković im Jahr 1989 in der ersten Nummer von *YU Novine* sein Vorhaben:

„Wir hoffen, dass wir mit unserer Zeitung eine Leerstelle in der Informierung unserer Bürger in Österreich füllen.“  
(Ivanković, 1989)

In der Zeitung werden künftig folgende Themen behandelt:

„Rückblick auf die innenpolitischen Bewegungen in Österreich, jugoslawische und österreichische Gesetzesregeln, Relevantes aus den Gerichtsarchiven, alternative Medizin, Nachrichten aus den Vereinen und Dachverbänden, Sport, Interviews und Musikevents, Interessantes aus dem Leben unserer Menschen, Deutschkurse, usw.“  
(Ivanković, 1989)

Am Ende folgt eine Aufforderung an die LeserInnen, mit der Zeitung in Kontakt zu treten und Vorschläge für weitere Themen zu machen. Das Format von *YU Novine* glich dem von *Glas*, inhaltlich (Lektorat) und formal (mehrfarbiges Titelblatt und Graphik) war aber die Zeitung um einiges aufwändiger gestaltet. Das Layout und der Druck wurden in einer Druckerei finalisiert, der Vertrieb erfolgte nicht mehr nur über die Vereine, sondern auch über die Vertriebsgesellschaft Mora-

wa, womit es möglich war, die Zeitung überall zu kaufen. *YU Novine* erschien insgesamt vier Mal von 1989-1990. Die Gründe für die Einstellung des engagierten Zeitschriftenprojektes lassen sich heute nur mehr vermuten: mangelnde Finanzierungsmöglichkeiten in Kombination mit einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt für eine Neugründung just in jenem Jahr, in dem sich der Staat Jugoslawien in Auflösung befand.

Unterstützung aus Jugoslawien war für Ivankovićs Zeitschriftenprojekt jedenfalls nicht zu erwarten: In einem Bericht aus dem Jahr 1989, den er aus Wien dem Vorstand des Jugoslawischen Gewerkschaftsbunds übermittelte, klagt Živorad Janković, der Gesandte des Jugoslawischen Gewerkschaftsbundes beim Österreichischen Gewerkschaftsbund, dass die jugoslawischen BürgerInnen in Österreich unzureichend informiert werden, dass es dafür keine ausreichende gewerkschaftliche Publikationen gäbe und deswegen in Wien „andauernd einzelne Individuen Printmedien in serbokroatischer Sprache initiieren“ (Janković, 1989, 9), wofür dann jeweils Unterstützung von ÖGB und AK beantragt werde. Als Beispiel wird Borko Ivanković genannt. Janković meint weiter, dass solche „individuelle Ansuchen, ohne vorherige Übereinstimmung mit dem Koordinationsbüro der Jugoslawen in Wien, unannehmbar“ (Janković, 1989, 9) seien. Das Problem im Jahr 1989 war, nicht mehr wie im Jahr 1975 bei der Zeitung *Danas* der Inhalt des Blattes, sondern die individuelle Vorgangsweise bei der Einwerbung von Geld bei österreichischen Institutionen.

Im März 1989 erschien die erste Nummer der Monatszeitung *Mi u inostranstvu* (dt. *Wir im Ausland*). Der Titel erinnert an die Monatszeitung *Mi u Vorarlbergu: Zeitschrift der Gesellschaft für ausländische Arbeitnehmer in Vorarlberg* (dt. *Wir in Vorarlberg*).<sup>41</sup> Die Monatszeitung wird aber von keiner Institution und keinem Verein herausgegeben, sondern war anfänglich ein gemeinsames Projekt von Mirel Tomas und Alfred

<sup>41</sup> *Mi u Vorarlbergu: Zeitschrift der Gesellschaft für ausländische Arbeitnehmer in Vorarlberg* erschien zum ersten Mal im Jahr 1977. „Mi u Vorarlbergu“ bedeutet, übersetzt aus dem Serbischen, „Wir in Vorarlberg“. Die Zeitschrift wurde von 1977 bis 2010 (Nr. 1) herausgegeben. Die Zeitschrift erschien monatlich. Es gab zehn Hefte pro Jahr, die erschienen sind. Im Februar und im August gab es jeweils keine Ausgabe. Die Zeitschrift beschäftigte sich mit den verschiedenen Themen, die für ex-jugoslawische Arbeitnehmer in Vorarlberg relevant waren. Es gab Informationen zum Ar-

beitsgesetz, zu Kündigungsfristen oder zum Pensionsantrittsalter. Die Zeitschrift war gratis erhältlich. Sie wurde von der Gesellschaft für ausländische Arbeitnehmer in Vorarlberg herausgegeben. Die Zeitschrift war eine gute Möglichkeit, um mehr über die Situation und die Geschehnisse in Vorarlberg zu erfahren. Die sprachlichen Barrieren wurden beseitigt, da die Zeitschrift in serbokroatischer Sprache erschien. Die Zeitschrift ist in der Vorarlberger Landesbibliothek archiviert.“ (Lazarevic, 2014, 17)

Zoubek. Zoubek war technischer Redakteur bei der österreichischen Tageszeitung Kurier und Tomas Aktivistin im jugoslawischen literarischen Verein „Poezija“ (dt. Die Poesie). Die Zeitung *Mi u inostranstvu* wollte als „Kommunikationsträger zwischen allen in Österreich lebenden Jugoslawen und Österreichern dienen“ (*Mi u inostranstvu*, 1989). Ein Jahr später lautet die im Impressum geschriebene Zielsetzung der Zeitung in leichter Abwandlung so: „Die Zeitung MI U INOSTRANSTVU möchte als Kommunikationsträger zwischen allen serbokroatisch sprechenden Leuten in Österreich dienen“ (*Mi u inostranstvu*, 1990). Dieses Printmedium erschien wie auch *YU novine* in einem schwierigen historischen Moment und schien daher von vornherein dazu verurteilt unterzugehen. *Mi u inostranstvu* knüpfte mit seinem Erscheinungsbild an Danas an, erschien im A3-Format auf zwölf Seiten in einer Auflage von anfänglich 10.000 Stück. Einige Seiten am Anfang jeder Nummer waren im Wesentlichen für die Institutionen AK und österreichischer Gewerkschaftsbund reserviert. Auf den folgenden Seiten finden sich Artikel zu Themen wie Zweite Generation und Sozialhilfe für MigrantInnen, auf Seite 5 wird über die bevorstehenden Arbeitersportspiele und über den in Wien lebenden jugoslawischen Bildhauer Branko Knežević berichtet, darauf folgen Berichte aus den österreichweit verstreuten Vereinen, auf Seite 10 wird *Jedinstvo* (dt. Einheit), der größte damalige jugoslawische Verein in Wien, vorgestellt, und auf den letzten Seiten finden sich Sport und kulturelle Themen, Werbung usw.<sup>42</sup> Aus dem Herkunftsland wird in dieser Zeitung im Unterschied zu den *YU Novine* überhaupt nicht berichtet. Auf Jugoslawien beziehen sich kritische Kommentare und Simon Wiesenthal erzählt in einem Interview (*Mi u inostranstvu*, 1989, 4) von der Weigerung Jugoslawiens mit seinem Zentrum zu kooperieren. Das Neue dieser Zeitung bestand vor allem darin, dass in ihr das Ankunftsland und die Probleme und Fragestellungen der MigrantInnen vor Ort und Fragestellungen zur Migration vor allem im Hinblick auf den Ankunftsstaat in den Vordergrund treten. Jugoslawien wird nicht als zentrales, sondern als ein für Österreich und die Positionen der Menschen, die hier leben, sekundäres Thema behandelt. Von neuen Themen, die früher kaum Beachtung in den Printmedien von und für Jugoslawien in Österreich gefunden

hatten, ist an der ersten Stelle ein zunehmendes Interesse an der Religion erkennbar. In *Mi u inostranstvu* wird über die Probleme der serbisch-orthodoxen Kirche in Wien und auch über die Moslems aus Bosnien und dem Zentrum Gazi Husrev Beg berichtet. Die Kirche wird so als ein Teil des öffentlichen Lebens der Menschen präsentiert und damit aus dem medialen Jenseits herausgeholt. Zweitens fällt an der Zeitung auf, dass die Volksgruppe der Roma regelmäßig thematisiert wird. Das Thema „Minderheiten“ war in den früheren Printmedien im Unterschied zu religiösen und kirchlichen Themen nicht verboten, sondern es wurde einfach als nicht wichtig erachtet. *Mi u inostranstvu* setzte in diesem Feld neue Akzente, ermöglicht durch das Erleben dieser Zeit als „Zwischenzeit“ und Unordnung seitens der Menschen aus Jugoslawien. Im Jahr 2019, im Buch „Serben in Österreich“ (Matić & Lopusina), begründet Tomas das Ende der Zeitung im Jahr 1990 einerseits mit Finanzierungsproblemen, andererseits mit deren sozialen und kulturellen, nicht aber politischen Inhalten

### Die ersten BKS Zeitungen

1990 bis 1995 gab es keine Printmedien in der Muttersprache (Serbokroatisch = BKS = Bosnisch/Kroatisch/Serbisch) für die Menschen aus Jugoslawien in Österreich. Es sind Jahre der Sanktionen gegen die Bundesrepublik Jugoslawien, Jahre des Krieges und der Anfeindungen. Es sind Jahre, in denen viele, die sich bis dahin als JugoslawInnen bezeichnet hatten, mit der immer wiederkehrenden Frage „Woher kommst du?“ gleichbedeutend mit „Zu wem gehörst du?“ zur ethnischen Zugehörigkeit bekehrt wurden. Jahre, in denen sich das gesamte davor aufgebaute Selbstorganisationssystem – auf eine friedliche Art und Weise wohlgermerkt – entlang der ethnischen Linien trennt. Jahre, während derer viele Vereine sich auflösen, weil sie für sich kein ethnisch definiertes Paradigma als Perspektive annehmen wollen. Ab Anfang der 1990er gibt es keine Selbstorganisationszeitungen mehr und die Zeitungen, die davor in Jugoslawien über die ArbeiterInnen und BürgerInnen im Ausland berichteten, schrieben plötzlich von der „Diaspora“.

Die ersten Printmedien, die diese mediale Leere überwunden haben, sind Zeitungen von und für MigrantInnen, die von neuen unternehmerischen

<sup>42</sup> Erste Nummer von *Mi u inostranstvu*, 03.1989.



Persönlichkeiten aufgebaut wurden. Im Folgenden werden drei dieser Blätter vorgestellt: *Bečki magazin* (dt. *Wiener magazin*) und *San* (dt. *Traum*), die beide relativ kurz erschienen, und *Novi glasnik* (dt. *Neuer Bote*), die Nachfolgezeitung von beschriebenenem *Bečki glasnik* (dt. *Wiener Bote*).

Die gegenwärtig noch erscheinenden für die BKS-Community wie z.B. BUM und KOSMO, müssen aus forschungs- und publikationspragmatischen Gründen später untersucht werden.

Folgendermaßen beschreibt Stojan Tomičić, der Herausgeber und Redakteur von *Bečki magazin – Časopis za enigmatiku i rasonodu* (dt. *Wiener Magazin – Zeitung für die Enigmatik und Unterhaltung*) im Jahr 2002 sein Vorhaben:

*„Die Zeitungen blieben aber meine Leidenschaft und ich suchte einen Weg, wieder eine auf die Beine zu stellen. Auf den langen Reisen mit dem Zug pflegte ich Kreuzworträtsel auch selbst zusammenzustellen. (...) Dann habe ich beschlossen, selber ein Freizeitmagazin mit vielen eigenen Kreuzworträtseln herauszugeben. Ich nahm drei Mal immer neue Kredite auf, damit ich – jedes Mal mit der gleichen Monatszeitschrift ‘Bečki magazin’ (Wiener Magazin, Anm.)- durchstarten konnte. Jedes Mal war es leider ein Desaster.“*  
(Wiener Integrationsfonds, 2002, 221)

Im Impressum stand: „Informations- und Rätselmagazin für Gastarbeiter aus dem (ehemaligen) Jugoslawien in serbischer Sprache“ (*Bečki magazin*, 1996). Damit wird einerseits ein bekanntes einendes Element aktiviert „Gastarbeiter aus dem (ehemaligen) Jugoslawien“, andererseits durch die Betonung der „serbischen“ Sprache exkludiert. Das zweiwöchig erscheinende Unterhaltungsblatt wurde in Wien gedruckt und über den Zeitschriftenvertrieb Morawa distribuiert. Unklar bleibt, wie hoch die Auflage war, wie viele Nummern es insgesamt gab und wie lange die Zeitung erschienen ist.

In der zweiten Nummer des *Bečki magazin* (1996) finden sich u.a. folgende Inhalte: Auf Seite 3 ist ein Artikel mit dem Titel „Die Diskriminierung von Ausländern verschlimmert sich“ gegen die damals eingeführte Bestimmung, dass MigrantInnen nur in dem Beruf arbeiten dürfen, für den sie eine Beschäftigungsbewilligung bekommen haben, oder auch gegen die Abschaffung der Kinderbeihilfe für Kinder, die nicht in Österreich leben. Auf Seite 10 ist ein Text über die Gründung eines Migrationsforums in Wien

und über ein Schachturnier unter dem Titel „Schachspieler gegen Rassismus“. In dem Heft findet sich auch ein Bericht über die Auferstehung von Jesus Christus, dessen Ikone auch auf dem Titelblatt platziert ist, und im Feuilletonteil ist ein Text unter dem Titel „Einführung in die Geschichte der Serben“ (Seite 19) und „Über die serbische Küche“ (Seite 21-22). Diese inhaltliche Zusammenstellung ergibt eine ungewöhnliche Mischung, die vor allem auf den Herausgeber und Redakteur zurückzuführen ist. Dieser wurde 2002 von Goran Novaković in der vom WIF herausgegebenen Publikation folgendermaßen porträtiert: „Das Leben von Stojan Tomičić wäre ein gutes Drehbuch für einen abenteuerlichen Film“ (Wiener Integrationsfonds, 2002, 215). Er flüchtete als Minderjähriger über die Grenze nach Deutschland, von dort nach Belgien wo er in einem Don Bosko Internat mehrere Jahre in die Schule ging und Französisch erlernte, floh von dort nach Deutschland von wo er nach Jugoslawien ausgewiesen wurde, damit er sich bald wieder auf den Weg, seiner Freundin, die in Sankt Pölten lebte folgend, nach Österreich machte. Von dort übersiedelte er mit Familie nach Wien, arbeitete in Wien für die Filmproduktionsfirma „Bergland Film“ und im Theater in der Josefstadt, war Hausmeister und angestellt im Zentrum der Jugoslawen, das sich damals im Filmcasino auf der Margareten Straße befand, war die ganze Zeit ein Zeitungskolporteur der jugoslawischen Presse und in dieser Funktion frequentierte er alle Vereine, schrieb Artikel für *Glas* und *Mi u inostranstvu* und gab die Zeitung *Bečki magazin* heraus.

Es zeigt sich auch hier, dass ohne eine Beleuchtung der Kontexte innerhalb derer die jeweiligen Redakteure leben und wirken die Analyse dieser Zeitschriften nur verkürzt geraten kann. Erst seine Lebensgeschichte macht Tomičićs Projekt nachvollziehbar. Genauso wie erst die Lebensgeschichten von Kazimirović *Danas*, Popović *Glas* und Ivanković *Yu novine* verständlicher machen. In allen diesen Zeitungen haben sich die Menschen, die Herausgeber und Redakteure mit ihren unterschiedlichen Anliegen, Notwendigkeiten und Vorstellungen von dem Funktionieren einer Zeitschrift in die Welt gesetzt. So gesehen erzählen diese Zeitungen auch Vieles über deren RedakteurInnen und deren Lebenswelten.

Im Jahr 2014 erfolgte ein weiterer Versuch, eine neue Zeitung zu gründen. Das Blatt trug

den, das ambitionierte Vorhaben bereits gut benennenden, Titel *SAN* (dt. *Der Traum*) und es schaffte mit jeweils 2.000 Stück Auflage im Ganzen bloß zwei Nummern. Die erste Nummer heißt *SAN – Srpsko – Austrijske novine* (dt. *Der Traum – Serbisch-Österreichische Zeitung*) und die zweite *SAN – Magazin sa perspektivom* (dt. *Der Traum – Magazin mit Perspektive*). An den Untertiteln kann die Differenz zwischen den inhaltlichen Konzeptionen dieser zwei Nummern abgelesen werden. Die Verantwortung für die erste Nummer trug Ida Labudović, die von 2005 bis 2008 Redaktionsmitglied von *Novi glasnik* (dt. *Neuer Bote*) war, und für die zweite Amela Mirković. *SAN* war intellektuell anspruchsvoll, durchgehend zweisprachig Deutsch und in der ekavischen Version des BKS gehalten und hatte als Zielgruppe zum einen die BKS-Diaspora, die Zweite Generation, die sich in Deutsch besser verständigen konnte als in ihrer „Muttersprache“ und zum anderen eine an „Migration, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur“ (wie in Impressum von Nr.1 steht) interessierte deutschsprachige LeserInnenschaft. Wegen der Unstimmigkeiten in der inhaltlichen Konzeption der Zeitung erschien die Zeitung nur in diesen zwei Nummern. Eines der ständigen Mitglieder des Redaktionsteams von beiden Ausgaben war der Journalist Dejan Ristić, der davor von 2005 bis 2010 Chefredakteur der Zeitung *Novi glasnik* war.

Die Geschichte des *Novi glasnik* beginnt im Jahr 2004 mit der Einstellung des WIF und damit auch dessen Informationsmagazins *Bečki glasnik*. *Bečki glasnik* hatte damals rund 3.000 AbonnentInnen, weshalb eine Fortsetzung des Projektes erstrebenswert erschien. Aktiv wurde schließlich der publikationserfahrene Nenad Stevanović, der bis dahin den *Bečki informator*<sup>43</sup> (dt. *Wiener Informator*) herausgab.<sup>44</sup> Im Impressum von *Novi glasnik* ist die Firma United Media International aus Belgrad, die im Besitz von Nenad Stevanović war, als Herausgeber genannt. Gedruckt wurde *Novi glasnik* in Österreich und erschien monatlich – zehn Mal jährlich – in einer Auflage von 20.000 Exemplaren. Der Ver-

kauf erfolgte über die Vertriebsgesellschaft Morawa in ganz Österreich. Finanziert hat sich die Redaktion vorrangig durch Werbung, davon zu einem großen Teil Werbungen der Stadt Wien. Insgesamt erschienen bis zur Einstellung im Jahr 2011 55 Nummern. Der Chefredakteur war Dejan Ristić und für die letzten zwei Nummern im Jahr 2011 zeichnete sich Jana Vladušić redaktionell verantwortlich. Die erste Nummer des *Novi Glasnik* verspricht Kontinuität zum *Bečki glasnik*. Es sollen weiterhin „glaubwürdige Informationen“ bzgl. der Gesetzeslage in Österreich geliefert werden und dies in „unserer“ Sprache. In der ersten Nummer wird gleich die Beziehung zur Sprache geklärt:

*„Was die Sprache betrifft, haben wir eine gemischte Redaktion und werden uns bemühen, das Gleichgewicht zwischen ekavischen und ijekavischen Texten zu erhalten. Obwohl wir hoffen, dass einen interessanten Text zu lesen und eine Information verständlich gemacht zu bekommen für die meisten Leser wichtiger ist, als die kleinen oder großen Unterschiede zwischen unseren Sprachen und Dialekten.“*  
(Redakcija, 2005, 3 (Übers. d. Verf.))

Der *Novi glasnik* bildet so einen Übergang in eine neue sprachliche Position: Die kyrillische Ausgabe des *Bečki glasnik* wird nicht mehr fortgesetzt. Die sprachliche Position, die eingenommen wird, ist eine Mischung aus zwei oder mehreren „Dialekten“. Darin zeigt sich schon die heutige offizielle Position der BKS Sprache, einer Sprache, die aus drei – oder mehreren – politischen Sprachen oder sprachlichen Dialekten besteht. Die letzte Nummer im Jahr 2011 erschien doppelsprachig auf BKS und Deutsch. Die Redakteurin Vladušić argumentiert dies folgendermaßen:

*„So können auch die jüngeren Leserinnen und Leser die Zeitung „nutzen“, denen Deutsch schon eher Muttersprache ist als BKS, und sogar andere neugierige Ausländer und natürlich auch die Österreicher.“*  
(Novi Glasnik, 2011)

<sup>43</sup> *Bečki informator* war eine auf Glanzpapier in einem A6 Format auf 180 Seiten gedruckte und jährlich ungefähr in 700 Exemplaren verkaufte Informationsbroschüre. Aufgeteilt ist beispielweise Nr.1 im Jahr 2005 in Teile, die über das Gastgewerbe, über medizinische Einrichtungen, Informationen über die Sehenswürdigkeiten in Wien und sonstige In-

formationen berichten. Ursprünglich hatte der BI die Form einer Website und wurde im Jahr 2002 zum ersten Mal als Printausgabe verkauft. Erschienen ist er zwei Mal jährlich bis 2012.

<sup>44</sup> Interview mit Nenad Stevanović am 21.08.2015.

Die Entwicklung geht von einer zu mehreren Sprachen, wobei die Muttersprache aus dem Zentrum der Entwicklung langsam verdrängt wird und mehr und mehr als eine zusätzliche Ressource verstanden wird.

Inhaltlich stellte sich die erste Nummer des *Novi glasnik* (2005) wie folgt dar: Auf den ersten Blick wirkt diese Nummer wie eine auf mehrere Seiten und besseres Papier gedruckte Fortsetzung des *Bečki glasnik*. Neben dem Editorial finden sich Artikel über Arbeitsrecht (Seite 6), über die Ausländergesetzgebung und den Punkteführerschein (Seite 8) und über das Staatsbürgerschaftsrecht (Seite 11) sowie Beiträge über das Thema Gesundheit (Seite 6-7). Der Geschäftsführer des Wiener Integrationsfonds, Ursula Struppe, wird verklausuliert mit einem Interview gedankt, ermöglichte sie doch die Transformation des *Bečki* in den *Novi glasnik*. Das Thema Kultur ist großgeschrieben, Freizeit und auch Sprachschulen bekommen ausführlich Platz. Im Unterschied zu *Bečki glasnik* wurde auf Vereine und deren kulturelle und sportliche Manifestationen kein Wert gelegt. Die Menschen, die diese Zeitung produzierten, hatten mit den Vereinen nichts mehr zu tun, sie hatten auch mit Jugoslawien, wie es existierte, höchstens via Geschichten aus deren Familienchroniken zu tun. Zum Erscheinungsdatum des *Novi glasnik* sind 15 Jahre seit der Auflösung Jugoslawien vergangen und die Nachkriegsgeneration in Wien, die sich vor allem aus der dritten oder vierten GastarbeiterInnengeneration, aber auch aus Kindern der Kriegsflüchtlinge zusammensetzt, schuf eine Zeitung aus einer anderen Perspektive. Exemplarisch dafür ist die Titelseite der ersten Nummer: Zu sehen ist das, aus dem Jahr 1955 bekannte Balkon-Foto mit österreichischen Politikern anlässlich der Unterzeichnung des Staatsvertrags. Drüber steht auf BKS „Austrija je slobodna“ (dt. Österreich ist frei) geschrieben. Jugoslawien und deren Nachfolgerstaaten werden nicht erwähnt. *Novi glasnik* erscheint in einer neuen Zeit, einer in der allen an Migration Beteiligten klar wurde, dass der Aufenthalt nicht mehr temporär, sondern dauerhaft war. Die Themen von *Novi glasnik* sind zu einem großen Teil die Themen von Kindern aus der Mittelschicht.

Aufgrund dieser Parameter kann die Zeitschrift als das erste Produkt einer postjugoslawischen Ära gesehen werden. In sprachlicher Hinsicht blieb aber nach wie vor die Idee der Gemeinschaft der südslawischen Völker erhalten. Auf dieser Linie finden sich auch BUM und KOSMO, die zwei Zeitungen, die bis heute exi-

stieren. Tatsächlich ist es so, dass es parallel zu diesen Printmedien, die die ganze Gruppe von SüdslawInnen adressieren, zusätzlich noch Printmedien gibt, die nach ethnisch definierten Parametern ausgerichtet sind und nur einen Teil davon als Zielgruppe sehen: *Vesti* (dt. *Nachrichten*) und *Zavičaj* (dt. *Heimat*) für SerbenInnen, *BiH News* für moslemische BosnierInnen, *A-Hrvatski glasnik* (dt. *Österreichisch-kroatischer Bote*) für KroatInnen usw. Die Differenzen zwischen diesen Printmedien, die nur eine Gruppe zur Gänze oder teilweise adressieren, deren Methoden und Zielsetzungen, bilden ein interessantes künftiges Untersuchungsfeld.

### Die Zeitungen von und für die bosnischen Flüchtlinge in Österreich

Innerhalb der Printmedien für und von MigrantInnen aus Jugoslawien gibt es eine weitere Differenz zwischen den GastarbeiterInnenzeitungen und Flüchtlingszeitungen. Die Flüchtlingszeitungen lassen sich aufteilen in diejenigen der nationalistischen und/oder profaschistischen politischen Emigration nach dem Zweiten Weltkrieg und in solche von Geflüchteten, die bedingt durch die kriegerischen Auseinandersetzungen im Zuge der Auflösung Jugoslawiens Anfang der 1990er Jahre in Österreich gelandet waren. Die ersten fanden ihre politische Funktion darin, die SFR Jugoslawien entlang der ethnischen Linien zu zerstören; die zweiten fanden ihre Funktion in der Unterstützung von Menschen in ihrer realen Situation, um das konkrete Flüchtlingsdasein in Österreich besser zu bewältigen. Die Zielrichtungen dieser Zeitschriften ändern sich also je nach soziopolitischer und historischer Situation. Nicht zuletzt wirkten wie schon beschrieben die Herausgeber sehr auf die Inhalte ein.

Die organisatorische und damit auch mediale Entwicklung der Selbstorganisationen von ArbeiterInnen aus der SFR Jugoslawien kam Anfang der 1990er Jahre zu einem Ende. Der bisher existierende jugoslawische Bundes- und Landesdachverband löste sich auf. Entlang der ethnischen Linien, so wie diese Jugoslawien als Staat teilten, kam es zu Trennungen und Neugründungen anderer Vereine und Dachverbände. In dieser Situation kamen die Geflüchteten nach Österreich. Es gab in Österreich während der 1990er Jahre drei Hilfsaktionen: die Kroatienaktion, die Bosnienaktion und die Hilfsaktion für Kosovo-AlbanerInnen. Die de facto Flüchtlinge aus Bosnien und

Herzegowina, deren Zahl um die 30.000 betrug, organisierten sich in neuen Vereinen. Einer dieser Vereine war die studentische Vereinigung „Collegium Bosniacum“, die sich um StudentInnen aus Bosnien und Herzegowina beratend und organisatorisch kümmerte. Im Rahmen dieser Tätigkeit entwickelte sich die Idee, eine Zeitung herauszugeben. So wurde 1995 die Zeitung *Sutra – List za građane Bosne i Hercegovine u Austriji* (dt. *Morgen – Zeitung für die Bürger von Bosnien und Herzegowina in Österreich*) gegründet. Die Redakteurin war die aus Bosnien geflüchtete Emela Filipović hinzu kam ein Redaktionskollegium aus dem Verein *Collegium bosniacum*. Finanziert war das zweimonatlich erscheinende Projekt in einer Auflage von 1.000 Stück vom WIF. Vertrieben wurde die Zeitung über die eigenen KolporteurInnen. Inhaltlich bestand die Zeitung aus Berichten über die Situation von Geflüchteten in Österreich, Interviews mit BeamtenInnen, Berichten aus den Unterkünften<sup>45</sup>, Bundesländern, Berichten über das *Collegium bosniacum* sowie Interviews über die Entwicklung der Kriegs- und Friedenssituation in Bosnien. Weiters wurden in Fortsetzungen Auszüge aus dem Buch von Noel Malcolm über die Geschichte Bosniens und Überlegungen von Dževad Karahasan gedruckt. Die letzten Seiten waren reserviert für Kultur, zumeist für den Film, Informationen über Gesundheit, eine Kinderseite und Sport. Auf der allerletzten Seite waren Fluchterlebnisse von Geflüchteten nachzulesen. Dank der Subventionierung der Zeitung war das Blatt werbefrei. Insgesamt geht es um ein Projekt, das auf die Situation einer Gruppe von Menschen in einem historischen Moment ausgerichtet ist, parteiisch aber keineswegs feindselig ist, sondern in jedem Moment, getreu dem Namen der Zeitung, um die Verbesserung der Situation ihrer Zielgruppe bemüht war. Die Zeitung erschien bis 1996 und wurde wegen Mangels an finanziellen Mittel eingestellt.

Davor, von Anfang 1994 an, gab die Caritas-Flüchtlingshilfe Feldkirch, gemeinsam mit einer gemischtsprachigen Redaktion, das Informationsblatt *Finka – FlüchtlingsInformation Nachrichten Kultur Aktuelles* heraus. *Finka* war eine Zeitung für bosnische Flüchtlinge. Die Zeitung erschien zweisprachig. Zuerst finden sich Textbeiträge auf Deutsch und anschließend auf Bosnisch. Hauptverantwortliche für das Projekt und

auch für die Texte war – der Ausgabe 4/1994 zufolge – Arlenka Klas. Thematisch war die ganze Zeitung der Situation von bosnischen Flüchtlingen, hauptsächlich in Vorarlberg, gewidmet. Schon im Jahr 1993 widmete der Verein für Soziale Arbeit in Tirol eine Nummer seiner periodischen Schrift *Sozialarbeit in Tirol* dem Thema der (bosnischen) Flüchtlinge vor Ort. Die Nummer erschien doppelsprachig und informierte über die Situation in Tirol, enthielt Erfahrungsberichte, Briefe von Flüchtlingen waren genauso Teil des Blattes wie auch Zeitungsartikel aus der Tiroler Mainstreampresse. Insgesamt lässt sich behaupten, dass diese Medienproduktion und Medienbegleitung für und von Geflüchteten aus Bosnien und Herzegowina eine einmalige in der Zweiten Republik Österreich war. Die Zeitungen für und von dieser Migrationsgruppe aus der SFR Jugoslawien waren aber an eine bestimmte Situation, an eine temporäre Zielgruppe, insbesondere an deren Flüchtlingsstatus, gebunden. Das Ende des allgemeinen Flüchtlingsstatus und die Rückkehr der Menschen nach Bosnien oder – für nicht wenige – der Verbleib in Österreich und die Annahme eines neuen Status (denjenigen der ArbeitsmigrantInnen, denn nur nach Integration in den Arbeitsmarkt, durfte eine Aufenthaltsbewilligung beantragt werden) rückte nicht mehr die Frage der Flucht, sondern diejenige der Diaspora ins Zentrum. Keine der Zeitungen schaffte den Sprung in diese neue Migrationsrealität.

### Metatheoretische Fixierungen

Die Analyse, die hier zu Ende geführt wird, ließe sich in vielfacher Hinsicht fortsetzen. Folgende Aussagen über die Printmedien von und für MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich, lassen sich ausgehend von den Untersuchungen treffen. Erstens müssen, um diese Printmedien ausreichend behandeln zu können, zumindest die historischen Horizonte von Aufnahmestaat, Herkunftsstaat und von den Subjekten der Migration, den MigrantInnen selbst, berücksichtigt werden.

Zweitens: Es lässt sich in dem Bereich nicht von einer einheitlichen Gruppe von Medien, noch weniger von einer auf ein Hauptmerkmal (wie z.B. Ethnizität) reduzierten, ausgehen. Will man den Bereich medienwissenschaftlich erschließen,

<sup>45</sup> Da ich damals in Wien im Wiener Integrationshaus mit vielen Flüchtlingen aus Bosnien zu tun hatte, schätze ich die

Berichte als realistisch und gut recherchiert und die Interviews als gut vorbereitet ein.

muss ein komplexes Feld eröffnet werden, in dem die historische Situation der erwähnten Dreiecks-konstellation genauso wie die gesellschaftlichen Strukturierungskategorien von Klasse, Rasse und Gender berücksichtigt werden.

Drittens: Widerlegt die Analyse die These der Passivität der MigrantInnen. Ganz im Gegenteil. Es zeigt sich ein von individuellen und kollektiven Interessen umkämpftes Feld, in dem den Printmedien sowohl eine konstitutive Rolle (sie tragen dazu bei, das Feld überhaupt zu schaffen) als auch strukturierende Eigenschaften (sie tragen dazu bei, in dem Feld bestimmte strukturelle Gegebenheiten zu implementieren) zuge-dacht werden müssen.

Viertens: Es zeigt sich, dass es im Bereich Migration nicht darum geht, die Menschen zur Artikulation zu animieren, sondern darum, der stattfindenden Artikulation als solcher, ihren Platz in laufenden historischen Prozessen zuzuerkennen. Die MigrantInnen brauchen keine zusätzliche, ihnen verliehene Stimme. Sie haben eine. Es geht nur darum, dass die Sprache, die mit dieser Stimme produziert wird, die bis dato als Lärm wahrgenommen wurde, einen rationalen Gehalt zuerkannt bekommt.

Daraus folgt fünftens: Dass solange die Ungleichheiten in der Gesellschaft existieren und

diese in kollektiven Diskursen verhandelt werden, solange wird ein anderer medialer Gegenpart geboten werden müssen. Die Funktion der Minderheitenmedien ist nicht die bloße Ergänzung der bestehenden Medienlandschaft. Sonst wären diese Medien nichts anderes als die bestehenden, offiziell mit einem großzügigen Hilfs-gestus installierten Minderheitenecken in etablierten Medien – deren Funktion sich in Vorführung und Vorzeige erschöpft. Ihre Rolle liegt im Versuch, der bestehenden hegemonialen Ausrichtung, eine andere egalitäre Ausrichtung entgegenzusetzen. Sie liegt im Versuch, diese Position zu behaupten und dafür eine diskursive Kontinuität zu schaffen. Ein Blick auf die vergangenen Versuche zu werfen, ist dabei sowohl ernüchternd als auch ermächtigend. Geht es doch dabei um das Bemühen, sich selbst aus der selbst- und fremdverschuldeten Unmündigkeit zu befreien. In den letzten Jahren hat sich die Medienlandschaft von und für MigrantInnen in Österreich stark differenziert. Diese Differenzierung fußt auf einer historischen Entwicklung, deren Skizze hier vorgenommen wurde. Dies ist neben dem Anstoßen einer historischen Bearbeitung dieses brachliegenden Bereiches, die zweite Absicht, die dieser Text intendiert hat.

## Bibliographie

Interview (telefonisch) mit Ivan Ojdanić am 15.02.2021

Interview mit Mümtaz Karakurt, am 17.02.2021

Interview mit (telefonisch) mit Helena Megušar am 19.03.2021

Interview mit Nenad Stevanović am 21.08.2015

„Abkommen zwischen der Republik Österreich und der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien über die Regelung der Beschäftigung jugoslawischer Dienstnehmer in Österreich“. [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1966\\_42\\_0/1966\\_42\\_0.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1966_42_0/1966_42_0.pdf) (01.04.2021)

Banić, D. (1989). *Jugoslovenska dopunska škola u Austriji i društvena sredina*. 27 Seiten, unveröffentlichtes Tiposkript, Novembar, Beč.

*Bečki magazin Časopis za enigmatiku i rasonodu*. Broj 2/ 1996, 11.-25. April.

Begović, Ž. (2021). *BECKI DANAS SU BILE PRVE NOVINE ZA NASE GRADJANE U INOSTRANSTVU*. 21.12.2010, <https://www.srpskadijaspora.info/becki-danas-su-bile-prve-novine-za-nase-gradjane-u-inostranstvu/>

Bettelheim, P. (Hrsg.). (1978). *Sprachliche Sozialisation von Arbeitsmigranten, Teil 1. Sprache und Herrschaft*, (3). Wien.

Bračić, L. (2000) Soziopolitische Organisationen der MigrantInnen in Österreich. *Kurswechsel*, (1), 6-20.

Bračić, L. (2003). Soziopolitische Netzwerke der MigrantInnen aus der ehemaligen Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien (SFRJ) in Österreich. In: H. Fassmann & I. Stacher. (Hrsg.), *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*. Wien, 395-409.

BGBI, Jahrgang 1966, 04. April 1966



- Pantić, N. (1988, 25. Mai). CANKARIJEVCI. Pozdravljamo list učenika slovenačke dopunske škole u Beču. *Kolo mladosti*, Nr. 5, Jh. IX; 20.
- Petrović, A. (1970, 13. August). Iz vinskog podruma na sportski teren. *YU Novosti*, 26.
- Popović, M. (1992). Ko je ko u Beču? *Beč*.
- Prošlost kao sadašnjost. Vasa Kazimirović govori za NIN. (Luka Mičeta) (dt. Vergangenheit in der Gegenwart. Vasa Kazimirović spricht für NIN). In: *NIN*, 18.01.1991, 46.
- Redakcija: Prvi broj „novog glasnika“. In: *Novi glasnik*, (1), Izdanje 5/2005, 5.
- Redakcija: Prvi broj „novog glasnika“. *Novi glasnik*, (1), Izdanje 05/2005, 3.
- Reljić, D. (13.04.2020). *Ova godina je za Evropu prlomna*. (Intervju: Jerko Bakotin). [https://www.portalnovosti.com/dusan-reljic-ova-godina-je-za-evropu-prelomna?fbclid=IwAR1t3BC\\_RuviDy\\_PNr8aJG49lRvu7H9VINyI44hND1cpXB08BHThMnTKOHg](https://www.portalnovosti.com/dusan-reljic-ova-godina-je-za-evropu-prelomna?fbclid=IwAR1t3BC_RuviDy_PNr8aJG49lRvu7H9VINyI44hND1cpXB08BHThMnTKOHg) (01.04.2021)
- Sad dopunska nastava u Beču. *Danas*, 24.10.1975, 1.
- Stepanović, M. (1984). *Sport-, Gesellschafts- und Unterhaltungsaktivitäten jugoslawischer Arbeiter in Wien*. Tiposkript, (15.05.1984), Wien.
- Stenographisches Protokoll. 340. Sitzung des Bundesrates der Republik Österreich. 04.04.1975, S17. [http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/BR/BRSTZ/BRSTZ\\_00340/imfname\\_179178.pdf](http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/BR/BRSTZ/BRSTZ_00340/imfname_179178.pdf) (01.04.2021)
- Stenographisches Protokoll 340. Sitzung des Bundesrates der Republik Österreich, 04.05.1975, 17.
- Stenodaktilogrfska škola „Popović“ i Sportsko-kulturno udruženje jugoslovenskih radnika u Beču (Hrsg.) *JUGOSLOVENSKI KLUBOVI U BEČU. ADRESAR ZA 1981. GODINU*. 1981, Beč.
- Tešić, D. (1980). Izveštaj o radu kluba „Srem“ u toku 1988. *Godine*, (15.01.1989), Tiposkript, Beč, 1-2, (dt. Bericht über die Arbeit von Verein „Srem“ für das Jahr 1980)
- Vasa Kazimirović in ORF Sendung „Stadtgespräche“ am 25.09.1973.
- Wiener Integrationsfonds (Hrsg.) (Zusammengestellt von Goran Novaković und Kenan Kilić) (2002). *Wir, die Zugvögel – Mi, ptice selice*. Biz, Göçmen Kuslar.
- Zilk, H. (Moderation) (15.09.1973). *Stadtgespräche*, (TV-Sendung), ORF
- ZAKLJUCCI SAVETOVANJA O INFORMISANJU (dt. Die Beschlüsse der Beratung über Informierung). Tiposkript, 25.02.1984.

## Dank

Auf verschiedene Weisen und zur verschiedene Zeiten haben folgende Personen die Entstehung dieses Textes unterstützt: Feliks Bister, Bratislav Čuk, Gaby Falböck, Emela Filipović, Katja Fras, Florian Haderer, Vladimir Ivanović, Borko Ivanković, Gordana Iljić-Marković, Eva Moschitz, Isidor Jablanov, Dragomir Janjić, Slobodan Jovanović, Mümtaz Karakurt, Erwin Köstler, Andrej Leben, Helena Megušar, Elena Messner, Branko Milutinović, Amela Mirković, Valter Mlinar, Ivan Ojdanić, Vladimir Polak, Blaško Papić, Trivun Stanić, Zdravko Spajić, Nenad Stevanović, Dino Šoše,... Ihnen allen möchte ich hier einen Dank aussprechen.

## Ljubomir BRATIĆ

Philosoph, Ausstellungskurator und Sozialarbeiter, war Redakteur von Zeitschrift MOSAIK, einer der RedakteurInnen der Emailnachrichtendienstes Widerst@nd-MUND, Initiator der Zeitung „Die Bunte Zeitung“ und in der Redaktion von „Kulturrisse“. Er war einer der AutorInnen der Ausstellung „Gastarbajteri“ (2004) in Wien Museum, einer der KuratorInnen von dem Projekt „Remapping Mozart – Verborgenen Geschichte/n“ in Rahmen der Mozartjahr 2006, Mitarbeiter des Projektes „Migration sammeln“ (2015) für Wien Museum und einer der KuratorInnen der Ausstellung „Yugo, my Yugo“ (2016) über die Gastarbeiter Migration aus Jugoslawien in Belgrader Museums Jugoslawiens. Er ist einer der Initiatoren des Projektes „Archiv der Migration“ (2012-laufend) und des Arbeitskreises „Archiv der Migration“ (2012-2016). Zuletzt als Teil des Kollektives MUSMIG – Museum der Migration, einer der KuratorInnen der Ausstellung „Die Geburt des Museums der Migration“ (2020) in Wien.

# Vulnerabilität am Lebensende

Mediale Debatten und lebensweltliche Vorstellungen

Anna Wagner

Fakultät für Gesundheitswissenschaften, Universität Bielefeld

Susanne Kinnebrock

Institut für Medien, Wissen und Kommunikation, Universität Augsburg

Manuel Menke

Department of Communication, Universität Kopenhagen

## Abstract

Der Umgang mit Vulnerabilität am Lebensende und in finalen Phasen der Pflegebedürftigkeit ist alltägliche Herausforderung im Leben vieler Menschen – und steht zunehmend auch im Mittelpunkt öffentlicher Debatten und gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Vorstellungen und Bilder eines würdevollen Sterbens und Gepflegtwerdens, einer von Fürsorge geprägten Angewiesenheit oder eines einsamen Dahinsiehens werden (massen-)medial verhandelt und konstruiert. Mediendarstellungen von Tod, Sterben und Pflegebedürftigkeit schlagen sich auch auf individueller Ebene in den Lebenswelten von Menschen und in ihrem Bestreben nieder, antizipative Regelungen für finale Lebensphasen zu treffen (Advance Care Planning). In diesem Beitrag werden die Ergebnisse von vier Studien eines mehrjährigen Forschungsprojekts<sup>1</sup> vorgestellt, in dem die medialen Debatten und individuellen Vorstellungen zu (der Vulnerabilität in) finalen Lebensphasen beforscht wurden. Die Ergebnisse zeigen, dass Vulnerabilität sowohl in den Massenmedien als auch in den Vorstellungs- und Entscheidungswelten der Bürger\*innen ambivalent wahrgenommen wird und die medialen Argumentationsmuster offenbar auch die lebensweltlichen Vorstellungen prägen.

Keywords: Advance Care Planning, Patientenverfügung, Lebensende, massenmediale Darstellungen, interpersonale Kommunikation

Was heißt es eigentlich, einen ‚guten‘ und ‚würdevollen‘ Tod zu sterben? Und was wäre sein Gegenteil? Langes Siechtum, andauerndes Leiden, fremdbestimmtes Dahindämmern? Bilder und Vorstellungen davon, wie finale Lebensphasen aussehen und wie sie möglicherweise auszusehen haben, sind sozial konstruiert und werden gleichermaßen öffentlich wie privat debattiert. Fragen nach Pflegebedürftigkeit, Verletzlichkeit und Angewiesenheit sowie ein damit einhergehender Verlust an Autonomie durch Unfall oder schwere Erkrankung stehen dabei häufig im Zentrum öffentlicher Beschäftigung und schlagen sich ebenfalls in den lebensweltlich

geprägten Vorstellungen der Menschen nieder. In diesem Beitrag widmen wir uns der Frage, wie Vulnerabilität am Lebensende massenmedial repräsentiert, interpersonal verhandelt und individuell wahrgenommen wird und welche Rolle ihr bei der (antizipativen) Gestaltung und Vorausplanung des eigenen Lebensendes zukommt.

## Massenmediale Repräsentationen und Vorstellungen vom Lebensende

Die Auseinandersetzung mit Sterben und Pflegebedürftigkeit am Lebensende war lange Zeit überwiegend im privaten Kontext angesiedelt

<sup>1</sup> Das Projekt „Die Sorge um die Fürsorge‘: bis zum Ende über sich verfügen... Vorstellungen von Autonomie, Verantwortung und Vulnerabilität“ (2015-2019) wurde am Arbeitsbereich „Öf-

fentliche Kommunikation“ der Universität Augsburg umgesetzt, vom Freistaat Bayern gefördert und war Teil des interdisziplinären Forschungsverbunds „ForGenderCare“ ([www.forgendercare.de](http://www.forgendercare.de)).



und ist erst in den letzten Jahrzehnten allmählich in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit und (massen-)medialer Debatten gerückt (Isfort, 2009; Wagner et al., 2020). Massenmedien und ihre spezifischen Repräsentationen des Lebensendes, z. B. im Fernsehen oder in Zeitungen, prägen heute unsere Vorstellungen von finalen Lebensphasen entscheidend mit: Mögliche Entwürfe des Lebensendes, Szenarien von Pflege, Verletzlichkeit und Angewiesenheit, beachtenswerte Vorkehrungsmaßnahmen und Situationen, die tunlichst zu vermeiden sind, werden vielfach erst denk- und vorstellbar, nachdem sie uns durch öffentliche Thematisierung und mediale Repräsentationen zugänglich gemacht worden sind (Seale, 2004). Dies gilt insbesondere dann, wenn, wie im Fall von Tod und Sterben (Walter, 2015), realweltliche Erfahrungen rar sind und diese überwiegend medial vermittelt erfolgen. Massenmedien eröffnen dabei Möglichkeits- und Vorstellungsräume des Lebensendes und vermitteln spezifische Bilder davon, wie dieses zu gestalten sein könnte.

### **Gesundheitliches Vorausplanen und individuelle Entscheidungsfindung**

Gleichzeitig sind Vorstellungen von einem ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Sterben bzw. Fragen nach medizinischer Behandlung, Pflege und Angewiesenheit nicht nur in (massen-)medialen Debatten präsent. Im Zuge der sogenannten Medikalisierung westlicher Gesellschaften, weit gefasst als gesteigerte Bedeutung von Medizin und Gesundheit in zahlreichen Lebensbereichen und den damit einhergehenden neuartigen Möglichkeiten der sogenannten ‚Apparatemedizin‘ (Illich, 1995) zu verstehen, können und müssen diese Fragen heutzutage auch vom Individuum beantwortet und eigenständig antizipativ geregelt werden (Carr, 2012). Entscheidungen darüber, wie finale Lebensphasen gestaltet werden sollen, ob lebenserhaltende und/oder -verlängernde Maßnahmen angenommen werden und wie Pflegesituationen gestaltet werden sollen, werden dabei als *Advance Care Planning* (ACP, deutsch: gesundheitliche Vorausplanung) bezeichnet. Gängige Instrumente zur Regelung von und Vorbereitung auf Pflegebedürftigkeit und finale Lebensphasen sind hierbei Vorsorgedokumente wie Patientenverfügungen oder Vorsorgevollmachten, in denen Verantwortlichkeiten verteilt und Wünsche zur Gestaltung des Lebensendes formuliert werden können (Fried et al., 2009). Während die mei-

sten gesundheitsbezogenen Entscheidungen auf die unmittelbare Gegenwart oder nahe Zukunft ausgerichtet sind, bezieht sich das ACP auf zukünftige Phasen des Autonomieverlusts (Singer et al., 1998). Die antizipativen Entscheidungen zur Regelung finaler Lebensphasen sind hierbei durch spezifische Vorstellungen und individuelle Werthaltungen der Entscheidenden angeleitet: „Vorstellungen von Autonomie, Vulnerabilität, Verantwortung und Pflegebedürftigkeit [...] bilden den komplexen Hintergrund antizipativer Entscheidungen“ (Krieger & Gadebusch Bondio, 2016, 1). Diese Vorstellungen können ebenfalls durch bereitgestellte mediale Informationsquellen und Argumentationsmuster informiert und beeinflusst sein. Gleichzeitig betreffen Entscheidungen zur Gestaltung des Lebensendes in der Regel nicht nur das betroffene Individuum selbst, sondern ebenfalls die Angehörigen und sonstige Personen, die im Falle einer Pflegebedürftigkeit Care-Aufgaben übernehmen. Entsprechend ist ACP ein hochrelationaler Prozess, der von einer gelungenen Kommunikation der Beteiligten zur Entscheidungsfindung abhängig ist (Menke, Wagner & Kinnebrock, 2020). Studien zeigen allerdings, dass Menschen der kommunikative Austausch mit ihren Angehörigen über Lebensphasen, die potentiell von Verletzlichkeit und Abhängigkeit geprägt sein werden, durchaus schwer fällt (Fried et al., 2009; Scott & Caughlin, 2015).

### **Vulnerabilität am Lebensende**

Der Auseinandersetzung mit der eigenen, zukünftig möglichen Vulnerabilität kommt also eine zentrale Rolle bei Entscheidungen über und die Regelung von finalen Lebensphasen zu. Diese individuelle Vulnerabilität ist angesichts von Pflegebedürftigkeit und möglicherweise nicht (mehr) vorhandener Artikulations- und Handlungsfähigkeit gleichermaßen eine antizipierbare Realität wie Schreckensszenario. Zum Begriff der Vulnerabilität existieren dabei verschiedenste Definitionen aus den unterschiedlichsten Disziplinen. Aus medizinethischer Perspektive wird Vulnerabilität als „die Verletzlichkeit des Hilfsbedürftigen“ (Birnbacher, 2012, 561) definiert und somit die Angewiesenheit auf andere als zentrales Merkmal hervorgehoben. Zu vulnerablen Personen(gruppen) werden entsprechend insbesondere auch jene gezählt, die in ihrer Handlungs-, Entscheidungs- und Artikulationsfähigkeit (stark) eingeschränkt und entsprechend auf die Unterstützung und Pflege durch andere ange-

wiesen sind (Gastmans, 2016; Wild, 2014). Vulnerabilität ist dabei keineswegs nur „auf physische Dimensionen beschränkt“ (Lehmeyer, 2018, 80), sondern inkludiert nach Lehmeyer auch emotionale, psychische, soziale, ökonomische und sogar ökologische Aspekte: Mit physischen Beeinträchtigungen gehen psychische Labilität, soziale Isolation und ökonomische Probleme oft einher. Tritt Vulnerabilität zum Beispiel aufgrund eines Unfalls oder einer Krankheit vergleichsweise plötzlich und unvorhersehbar ein, wird diese als *situative Vulnerabilität* (Lehmeyer, 2018) bezeichnet. Diese manifesten Vulnerabilitätserfahrungen werden oft begleitet oder gar verschärft von einem Phänomen, das wir *kommunikative Vulnerabilität* nennen. Damit ist eine gewisse Sprach- und Hilflosigkeit gemeint, Vulnerabilitäten zu thematisieren – sei es zwischen hilfsbedürftiger Person und Helfenden, aber auch innerhalb des Kreises helfender Personen, seien es nun Angehörige, Pflegekräfte oder Freund\*innen.

Ein im Kontext von finalen Lebensphasen eng mit situativer Vulnerabilität verbundener Begriff ist jener der Autonomie. Gerade in (Debatten zu) Situationen des Angewiesenseins ist das Aufrechterhalten von Autonomie trotz zunehmender Vulnerabilität ein zentrales Motiv. Obgleich beide Konzepte häufig konträr zueinander verwendet werden, sind Vulnerabilität und Autonomie aber nicht als sich exkludierende Gegensätze zu verstehen. Vielmehr gilt, dass die „Verwundbarkeit des Subjekts das Wesen des Menschen ebenso charakterisiert wie die Autonomie, also gleichsam eine ausgeblendete Seite der Autonomie ist“ (Illhardt, 2008, 104).

Wie Vulnerabilität am Lebensende medial repräsentiert und lebensweltlich verhandelt wird, ist bislang selten systematisch untersucht worden und daher Gegenstand dieses Beitrags. Im Folgenden referieren wir zu diesem Zwecke verschiedene empirische Befunde aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt „Die Sorge um die Fürsorge: bis zum Ende über sich verfügen... Vorstellungen von Autonomie, Verantwortung und Vulnerabilität“; es wurde von 2015 bis 2019 im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbunds „ForGenderCare“ umgesetzt und verband dabei eine kommunikationswissenschaftliche und eine medizinethische Perspektive. Das Projekt ging der Frage nach, wie sich bestehende Vorstellungen von Autonomie, Vulnerabilität und Pflegebedürftigkeit auf die Regelung künf-

tiger Situationen des Autonomieverlusts auswirken und inwieweit diese Vorstellungen von öffentlichen und interpersonalen Debatten geprägt werden. Dieser Beitrag führt die Befunde aus verschiedenen empirischen Studien zu ACP zusammen und verdichtet sie mit Blick auf situative wie kommunikative Vulnerabilität. Im Besonderen werden wir eingehen auf Ergebnisse

1. zweier quantitativer Inhaltsanalysen von Printartikeln zu den Themen Sterbehilfe und Patientenverfügungen;
2. einer qualitativen Inhaltsanalyse von Fernsehsendungen zum Thema Care am Lebensende;
3. einer Gruppendiskussionsstudie zum Thema ACP im Alltag und
4. einer Interviewstudie mit Berater\*innen, die Beratungsleistungen zur Entscheidungsfindung bei ACP anbieten.

Bevor die Ergebnisse zum Umgang mit Vulnerabilität vorgestellt werden, wird zunächst ein kurzer Überblick über die methodischen Anlagen der Studien gegeben, damit die Befunde eingeordnet werden können. Einige der Studien sind bereits mit leicht anderem Fokus andernorts veröffentlicht worden, auf sie wird an relevanter Stelle verwiesen.

## Methoden

Um die massenmedialen Repräsentationen und öffentlichen Debatten zu Care am Lebensende zu analysieren und herauszuarbeiten, inwieweit Vulnerabilität dabei als Thema aufgegriffen wird, wurde eine quantitative Inhaltsanalyse von Printartikeln sowie eine qualitative Inhaltsanalyse von thematisch einschlägigen TV-Sendungen im deutschen Fernsehen durchgeführt:

### 1) Quantitative Inhaltsanalyse von Zeitungsartikeln

Die Studie zur Repräsentation von Care am Lebensende in Printmedien bestand aus zwei Teilstudien: Zum einen wurde die bundesdeutsche Printberichterstattung zum Thema Sterbehilfe (Menke & Kinnebrock, 2016), zum anderen jene zum Thema Patientenverfügungen analysiert (Wagner et al., 2020). Im Zuge beider Teilstudien standen die Fragen im Zentrum, welche Akteur\*innen bei beiden Themen (hauptsächlich) zu Wort kommen, welche themenspezifischen Muster sich in der Berichterstattung

wie häufig zeigen und inwieweit Vulnerabilität in beiden medialen Debatten eine Rolle spielt. Die standardisierte Inhaltsanalyse der Sterbehilfe-Debatte bezieht sich auf das Jahr 2014 und erfolgte anhand von wöchentlich erscheinenden Printmedien (*Die Zeit*, *Welt am Sonntag*, *Christ und Welt*, *Der Spiegel*, *Focus*; Analyseeinheiten: 96 einschlägige Artikel, die 641 Beziehungsbeschreibungen mit vulnerablen Personen sowie 1.130 sterbehilfebezogene Aussagen enthielten). Die standardisierte Inhaltsanalyse der Printberichterstattung zum Thema ACP berücksichtigte einen größeren Zeitraum (1. Januar 2007 bis 1. Mai 2015) und bezog zudem Tageszeitungen mit ein (*Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *taz*, *Frankfurter Rundschau*, *Die Welt*, *Bild*, *Die Zeit*, *Christ und Welt*, *Der Spiegel*, *Focus*, *Stern*; Analyseeinheiten: 282 einschlägige Artikel mit 1.754 Aussagen zu ACP).

## 2) Qualitative Inhaltsanalyse von TV-Sendungen

In der qualitativen Inhaltsanalyse von TV-Sendungen gingen wir der Frage nach, welche Argumentations- und Darstellungsmuster sich beim Thema Lebensende im deutschen Fernsehen finden lassen und welche Rolle dabei der Vulnerabilität zukommt. Dabei wurden die sieben einschlägigsten TV-Sendungen (von insgesamt 106) analysiert, die zwischen 2010 und 2017 gesendet wurden und oft Einzelsendungen im Rahmen etablierter Formate waren – konkret: *Anne Will* (ARD), *Ratgeber Recht* (ARD), *Report München* (ARD), *scobel* (3SAT) und *RTL next* (RTL) sowie zwei Reportagen ohne Verbindung zu einer Reihe, nämlich *Sterben verboten?* (WDR) und *Leben bis zum letzten Augenblick* (BR-alpha). Alle Fernsehsendungen wurden transkribiert und anschließend mit einer inhaltlich-strukturierenden Inhaltsanalyse nach Mayring (2000) ausgewertet (siehe Menke et al., 2020).

## 3) Gruppendiskussionen mit Bürger\*innen

Um neben den massenmedialen Repräsentationen die lebensweltlichen Realitäten, Vorstellungen und Entscheidungen von Menschen in Deutschland zum gesundheitlichen Vorausplanen zu erfassen und zu erforschen, welche Rolle Vulnerabilität hierbei spielt, wurde eine Gruppendiskussionsstudie mit deutschen Bürger\*innen sowie eine Interviewstudie mit Berater\*innen des gesundheitlichen Vorausplanens durchgeführt:

In dieser Studie wurden sieben Gruppendiskussionen mit insgesamt 28 Teilnehmer\*innen zusammengesetzt nach Geschlecht (männlich/weiblich), Vorhandensein von Vorausplanungsdokumenten (ja/nein), Alter (bis 45/über 45 Jahre) und kulturellem Hintergrund (westlich-christlich/muslimisch) durchgeführt. Der semi-strukturierte Diskussionsleitfaden beinhaltete Fragen zu (Vor-)Erfahrungen und Vorstellungen zu ACP, kommunikativen Beziehungen und der (Alltags-)Kommunikation der Teilnehmenden zum gesundheitlichen Vorausplanen. Zudem wurden die Teilnehmenden gebeten, Kommunikationsnetzwerkarten zu skizzieren, die die wichtigsten Kommunikationsbeziehungen sowie präferierten medialen und interpersonalen Wege der Kommunikation über ACP enthielten. Die Transkripte wurden schließlich mit einem Grounded Theory-basierten Auswertungsverfahren, welches den Schritten des offenen, axialen und selektiven Codierens folgt, analysiert (Strauss & Corbin, 1996).

## 4) Interviews mit Berater\*innen des gesundheitlichen Vorausplanens

In der Studie zur ACP-Beratungspraxis wurden schließlich 18 qualitative Expert\*inneninterviews mit professionellen Berater\*innen zu Patientenverfügungen, Vorsorgevollmacht und Betreuungsvollmacht geführt (jeweils sechs Berater\*innen mit medizinischem, juristischem und sozialpraktischem Hintergrund). Der semi-strukturierte Leitfaden beinhaltete Fragen zum allgemeinen Arbeitsalltag und der Arbeitspraxis, zu den Zielen, Chancen und Barrieren in der Beratung, zu spezifischen (ethischen) Leit- und Orientierungslinien sowie zur Kommunikation in der Beratung. Die Transkripte der audioaufgezeichneten Interviews wurden wie die Gruppendiskussionen mit einem Grounded Theory-basierten Analyseverfahren ausgewertet (Strauss & Corbin, 1996).

## Ergebnisse

### Massenmediale Repräsentationen und Vulnerabilität

Die standardisierte Inhaltsanalyse der Printberichterstattung zu Patientenverfügungen zeigt zunächst, dass weniger persönliche Anliegen hinsichtlich des Lebensendes oder ACP-Handlungsempfehlungen im Zentrum der Artikel stehen, sondern vielmehr rechtliche Aspekte (z. B. die Verbindlichkeit von Patientenverfügungen und ähnlichen Rechtsdokumenten). Dies war in über

40% der Artikel der Fall. Dennoch wird ACP durchaus in den Kontext von Pflegebedürftigkeit und Vulnerabilität gerückt. Dabei wird die eigene Verletzlichkeit mit der Angewiesenheit auf Hilfe im Alltag und einem damit einhergehenden Verlust an Autonomie gleichgesetzt. Der Autonomieverlust wird als überwiegend negativer Aspekt der Pflegebedürftigkeit dargestellt, den es mithilfe von rechtlich bindenden Vorsorgedokumenten zu vermeiden oder zumindest zu minimieren gilt. Verletzlichkeit und Hilfsbedürftigkeit werden in den Artikeln dabei primär mit Blick auf eine rein physische Vulnerabilität diskutiert, wobei die Abhängigkeit von der Apparatedizin sehr viel stärker thematisiert wird als die Angewiesenheit auf konkrete (menschliche) Akteur\*innen wie Pflegepersonal oder Angehörige. Von insgesamt 396 Aussagen zur Abhängigkeit im Alltag bezog sich mehr als die Hälfte auf medizinisches Gerät ( $n = 204$ ). Eine potentielle seelische ( $n = 53$ ) oder soziale Vulnerabilität ( $n = 56$ ) in finalen Lebensphasen wird in der Berichterstattung hingegen vergleichsweise selten thematisiert und allenfalls als Angewiesenheit auf Familie und Ärzt\*innen beschrieben. Diese Befunde sind insofern bemerkenswert, als sich die Phasen, in denen Menschen – meist ohne Apparatedizin – pflegebedürftig sind, über die letzten Jahrzehnte verlängert haben. Das Angewiesensein auf pflegende Angehörige bzw. professionelle Pflegekräfte oder auch eine psychisch-soziale Vulnerabilität aufgrund von Einsamkeit spielen in der Mediendebatte um ACP aber eine nachrangige Rolle.

Die quantitative Inhaltsanalyse der Debatte zu Sterbehilfe liefert noch etwas differenziertere Ergebnisse zur Rolle von Vulnerabilität in der Print-Berichterstattung. Sie zeigt, dass Vulnerabilität in Abhängigkeit von den zu Wort kommenden Akteur\*innen sehr unterschiedlich dargestellt wird. Konkret wurde untersucht, ob und wie der Umgang mit vulnerablen Menschen (im Rahmen einer Beziehungsbeschreibung zwischen vulnerablen Personen und Dritten) als würdevoll markiert wird. In ca. einem Drittel von insgesamt 641 Beziehungsbeschreibungen wurde Würde (oder auch deren Gefährdung) thematisiert; hierbei steht in 57% dieser Fälle das Aufrechterhalten von Autonomie als zentraler Bestandteil eines würdevollen Umgangs mit vulnerablen Personen im Vordergrund. Betrachtet man zudem die Aussage-Urheber\*innen, dann sind es v. a. die zu Wort kommenden Journalist\*innen, die professio-

nellen Sterbehelfer\*innen (von kommerziellen Institutionen wie z. B. *Dignitas*), aber auch die sehr selten zu Wort kommenden (siehe unten) vulnerablen Personen selbst, die Autonomie zur Grundlage von Würde machen. In knapp 43% der Fälle werden hingegen Verbundenheit und Fürsorge als zentrale Parameter eines würdevollen Umgangs mit vulnerablen Personen hervorgehoben, wobei dies v.a. von Personen artikuliert wurde, die mit der Pflege von vulnerablen Personen befasst sind (z. B. von Ärzt\*innen, Pflegekräften und Angehörigen).

Vulnerabilität und Angewiesenheit sind damit in der Berichterstattung gleichermaßen autonomiebegrenzendes, zu vermeidendes Übel und, zumindest aus Sicht der Pflegenden, mit positiver Erfahrung der Bindung und Fürsorglichkeit verbunden. Es lässt sich also konstatieren, dass im Falle der Sterbehilfe-Debatte sowohl positive als auch negative Mediendarstellungen von Vulnerabilität am Lebensende identifiziert werden konnten. Zu problematisieren ist hierbei jedoch die Rolle der vulnerablen Betroffenen selbst in der Berichterstattung. Pflegebedürftige, sterbende Personen werden zwar durchaus thematisiert: Bei immerhin 347 Aussagen und damit fast 31% aller codierten Aussagen wurden schwer erkrankte Personen, die auf fremde Hilfe angewiesen sind, dargestellt. Allerdings werden „vulnerable Menschen in der Berichterstattung dennoch marginalisiert“, indem sie „selbst kaum als Urheber von Aussagen vorkommen“ (Menke & Kinnebrock, 2016, 40). Es wird also zwar über die Erfahrungen und Bedürfnisse von vulnerablen Personen berichtet, aber, wie die Analyse zeigt, lediglich in 5% aller Aussagen ihnen selbst eine Stimme gegeben.

Auch die qualitative Inhaltsanalyse von TV-Sendungen dokumentiert dieses ambivalente Darstellungsmuster zur Vulnerabilität am Lebensende. Hier wurde deutlich, dass die medialen Repräsentationen des Lebensendes stark von normativen Vorstellungen zu einem ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Sterben durchzogen sind, welche wiederum an ethische Konzepte der Autonomie, der Fürsorge und der Vulnerabilität anknüpfen (Menke, Kinnebrock & Wagner, 2020; Wagner et al., 2020). Gutes Sterben, so wird in den Sendungen argumentiert, ist entweder jenes, „das es dem Einzelnen erlaubt, die eigene Autonomie und Würde zu bewahren“ (*Anne Will*, ARD), also mit so geringer Vulnerabilität wie möglich einhergeht. Oder

aber jenes, bei dem die vorhandene Verletzlichkeit menschlich aufgefangen und ihr fürsorglich begegnet wird. Dies ist, so die Argumentation, entweder im familiären Kontext möglich: „da ist der Sterbende, wenn er denn gut aufgehoben ist“ (*scobel*, 3SAT) oder in spezifischen Palliativeinrichtungen wie Hospizen. Demgegenüber ist ein schlechtes Sterben jenes, bei dem im „Milliardengeschäft“ „Hochleistungsmedizin am Lebensende“ (WDR-Reportage *Sterben verboten*) auf menschliche Verletzlichkeit keine Rücksicht genommen wird. In diesem Zusammenhang wird die Vulnerabilität Pflegebedürftiger und Sterbender als ein Zustand der Abhängigkeit, der Wehrlosigkeit und des Ausgeliefertseins an eine tendenziell unmenschliche Apparatedizin inszeniert und damit überwiegend negativ geframet. Entsprechend ist den Sendungen zufolge bei der Vorbereitung für zukünftige Situationen der Pflegebedürftigkeit von Menschen darauf zu achten, „dass ihre Achtung, ihre Menschenwürde erhalten bleibt. Dass sie nicht zum Spielball moderner Medizin werden“ (WDR-Reportage *Sterben verboten*). Es zeigt sich hier abermals das Muster, dass Medien die Autonomie zur Grundlage von Würde machen und Autonomie samt Würde als gefährdet ansehen, wenn die vulnerable Person der ‚Apparatedizin‘ ausgeliefert ist.

Mit der Vulnerabilität am Lebensende, so suggerieren die massenmedialen Repräsentationen, kann also – je nach Kontext und pflegerischem Umgang – positiv wie negativ umgegangen werden, wobei die Autonomiezentrierung des medialen Diskurses bemerkenswert ist.

### Vulnerabilität bei individuellen Vorstellungen, Entscheidungen und in der interpersonalen Kommunikation

Auch in den Wahrnehmungen, Vorstellungen und antizipativen Entscheidungen der Bürger\*innen kommt Vulnerabilität eine ambivalente Rolle zu. Sie ist, so zeigt die Analyse der Gruppendiskussionen, für Bürger\*innen einerseits zentraler Motivator, andererseits aber auch typisches Hindernis für das Ergreifen von ACP-Maßnahmen und das Anstoßen der Kommunikation darüber. Wie sich die Reflexion von Vulnerabilität in Vorsorgeentscheidungen niederschlägt, ist dabei von verschiedenen Faktoren abhängig: Insbesondere bei älteren Personen und jenen, die bereits selbst oder im eigenen Umfeld Erfahrungen mit Tod oder Pflegebedürftigkeit gesammelt haben, ist der Wunsch, mit Vulnerabilität aktiv umzugehen, ein

Anlass für die Beschäftigung mit Themen des Lebensendes und der Vorausplanung. Hierbei wird das Abwehren bestimmter Maßnahmen als Kontrollgewinn verstanden, der die gegebenenfalls eintretende Vulnerabilität in Pflegesituationen eindämmen oder zumindest in geregelte Bahnen lenken soll. Dies wird zum Beispiel am Fall eines 62-jährigen männlichen Teilnehmers deutlich, der sich in seinen Vorsorgedokumenten gegen lebenserhaltende Maßnahmen entschieden hat: „Ich sage immer dahinsiechen, weil Leben ist es dann für mich keines mehr.“ Die Einsicht, dass im Alter die eigene Vulnerabilität meist zunimmt und entsprechendes Handeln nötig werden könnte, veranlasst Personen dann sowohl dazu, die Kommunikation mit anderen zu suchen (insb. Angehörigen und Ärzt\*innen) als auch konkrete vorbereitende Maßnahmen zu treffen (insb. Ausfüllen von Patientenverfügungen oder Betreuungsvereinbarungen).

Demgegenüber sind gerade bei Menschen, die wenig oder keine Erfahrung mit Themen des Lebensendes haben und selbst noch keine Vorsorgedokumente besitzen, gewisse Abwehrmechanismen erkennbar. Das Ausmalen der eigenen Vulnerabilität in zukünftigen Pflegesituationen stellt einen abschreckenden Gedanken dar, mit dem oft jegliche Auseinandersetzung vermieden wird – oder wie es ein 32-jähriger männlicher Teilnehmer ohne Vorsorgedokumente formulierte: „So ein bisschen Kopf in den Sand.“

Das Imaginieren der eigenen Vulnerabilität und denkbarer Pflegeszenarios ist zudem stark von individuellen Lebenssituationen und Wahrnehmungen der eigenen sozialen Einbindung abhängig. Insbesondere die Vorstellung des Zur-Last-Fallens und der Angewiesenheit auf Angehörige kann einen schwer erträglichen Aspekt der Vulnerabilität darstellen, sodass eine Betreuung durch professionelles Pflegepersonal vorgezogen wird: „Meine Wunschvorstellung wäre, dass ich finanziell so abgesichert bin, dass ich mich von Fremden betreuen lassen würde“, meinte eine 43-jährige Teilnehmerin ohne Vorsorgedokumente.

Für Männer ist zudem der Verlust von Autonomie und eine damit verbundene Verletzlichkeit in Übereinstimmung mit bisherigen Erkenntnissen (Perkins et al., 2004) ein besonders problematisches Thema. Dies ist mutmaßlich darauf zurückzuführen, dass geschlechterstereotype Vorstellungen davon, was einen ‚starken Mann‘ ausmacht, in scharfem Gegensatz zu

der als Schwäche konnotierten Verletzlichkeit stehen. Folglich scheinen Männer nicht nur stärker als Frauen vor dem Ausfüllen von ACP-Dokumenten zurückzuschrecken (Robert Koch Institut, 2020), sie meiden auch den kommunikativen Austausch zum Thema ACP mehr als Frauen. So erzählt eine 45-jährige Teilnehmerin, die selbst zwar nicht über Vorsorgedokumente verfügt, dies aber im Falle ihres Vaters gerne forciert sähe, dass Gespräche zum Thema ACP nicht zustande kommen: „Mit meinem Vater findet zu diesem Thema, aber auch zu vielen anderen, an sich kaum Kommunikation statt. Er blockt das einfach kategorisch ab und überlässt uns so ein bisschen die Entscheidung.“

Diese ablehnende Haltung ist auf eine *kommunikative Vulnerabilität* zurückzuführen, die als eine weitere Form der Verletzlichkeit, die unsere Analyse offenbarte, hervortrat und die jene der situativen Vulnerabilität ergänzt. Diese kommunikative Vulnerabilität zeigt sich an der Emotionalität der Kommunikation zu existenziellen Themen wie dem Lebensende. Dahinter steht die tiefliegende Notwendigkeit, Wünsche, Werte und Ängste offen zu artikulieren – und sich damit ein Stück weit angreifbar zu machen. Diese *eigene kommunikative Vulnerabilität* wird von den Teilnehmenden insgesamt als Hindernis oder Erschwernis artikuliert, Kommunikation anzustreben oder Vorausplanungsentscheidungen zu treffen: „Das ist das Unangenehme, dass man da so bewusst darüber sprechen muss.“ (43-jährige Teilnehmerin, Vorsorgedokumente vorhanden). Obgleich kommunikative Vulnerabilität überwiegend als störendes Element und Belastung wahrgenommen wird, ist vereinzelt auch der Wunsch vorhanden, die eigene Angewiesenheit in Pflegesituationen offen adressieren und Hilfe zulassen zu können: „Ich würde gerne eine Basis haben in dieser Beziehung, auf der ich das meinen Angehörigen auch anvertrauen kann oder mich ihnen anvertrauen kann“, artikuliert eine 21-jährige Teilnehmerin ohne Vorsorgedokumente. Auffällig ist, dass nicht nur die eigene Verletzlichkeit zentrales Motiv in der interpersonalen Kommunikation zu Lebensende und Pflegebedürftigkeit ist, sondern auch die *kommunikative Vulnerabilität anderer*. Sorge vor den Reaktionen der anderen oder vor der emotionalen Verletzlichkeit der Angehörigen spielen bei der Abwägung, ob eine Kommunikation zu diesen Themen angestrengt wird, eine zentrale Rolle. Als Folge wird eine Kommunikation mit diesen Personen eher vermieden oder eine

kommunikative Strategie gewählt, die den Umgang mit dieser Vulnerabilität erleichtert. Hierzu gehören Strategien des Humors, die das schwere Thema ein wenig leichter machen sollen, ebenso wie das Auslagern der Kommunikation in Medien der interpersonalen Kommunikation (z. B. WhatsApp, Telefon), bei denen eine Face-to-face-Konfrontation nicht notwendig ist.

Besteht hingegen bereits ein Austausch zu ACP-Themen mit Nahestehenden, so ist diese Kommunikation teilweise auch von massenmedialen Darstellungen geprägt. Die Medieninhalte dienen jenseits des eigenen Wissens auch als Anlass für interpersonale Kommunikation im sozialen Umfeld und insbesondere mit Angehörigen. So berichtet eine 58-jährige Teilnehmerin, die selbst bereits Vorsorgedokumente erstellt hat, dass eine TV-Reportage über einen jungen Mann, der nach einem Motorradunfall pflegebedürftig war, ein Auslöser war, um ihrem ebenfalls Motorrad fahrenden Sohn „das einfach nahezubringen, dass er einfach was machen und auch festlegen soll, wie er es möchte“. Bemerkenswert ist, dass ACP-Berichterstattung durchaus kritisch rezipiert wird, es wird klar zwischen qualitativ hochwertigen und ‚neutralen‘ Inhalten einerseits und skandalisierender Berichterstattung andererseits unterschieden. Insbesondere unterhaltende Informationsformate wie Talkshows betrachten die Teilnehmer\*innen – unabhängig von der Intensität der Beschäftigung mit ACP – eher skeptisch und werfen den Medien vor, sie berichteten „manchmal schon gefärbt“ (62 Jahre, männlich, Vorsorgedokumente vorhanden) und fokussierten vorrangig auf den sensationalistischen „Extremfall, der vielleicht, wenn man realistisch ist, in Deutschland vielleicht gar nicht die Masse ausmacht“ (43 Jahre, weiblich, Vorsorgedokumente vorhanden). Gerade bei der Information über ACP greifen die Teilnehmenden nach eigener Aussage daher lieber auf staatliche Stellen (z. B. auf die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Deutschland) oder andere fachlich einschlägige Instanzen (z. B. Beratungsangebote) zurück.

Auch wenn massenmediale Inhalte als Anlass zur interpersonalen ACP-Kommunikation fungieren können, bleibt die Vulnerabilität sowohl kommunikativer, als auch situativ-pflegebezogener Art ein unangenehmes und tunlichst zu vermeidendes Ärgernis. Dies geht aus den Gruppendiskussionen mit Bürger\*innen klar hervor. Dabei ist die Anerkennung von Verletzlichkeiten elementarer Bestandteil in der Beratung zur ge-

sundheitlichen Vorausplanung. Die Interviewstudie mit den medizinischen, juristischen und Sozial-Berater\*innen zeigt, dass ACP in der Beratungspraxis überwiegend als ein relationaler Prozess begriffen wird, der nur unter Beteiligung der relevanten Angehörigen und der aktiven Adressierung von zukünftiger und bestehender Vulnerabilität erfolgreich sein kann. Emotionalität und das Zulassen und Artikulieren von Verletzlichkeit wird von den Berater\*innen entsprechend aktiv gefördert:

*„Das ist für Angehörige eine Ausnahmesituation. Klar ist dann auch die Erstellung einer Patientenverfügung unter Umständen sehr emotional. Und das soll es auch sein. Nur dann bin ich mir bewusst darüber, will ich das, will ich das nicht. Ich ermutige da jeden.“ (43-jährige Sozialberaterin)*

Um in der Beratung eine Situation zu kreieren, in der eine kommunikative Vulnerabilität möglich und erwünscht ist und eine zukünftige situative Vulnerabilität im medizinethischen Sinne zum Thema werden kann, sind die Berater\*innen darauf bedacht, eine möglichst familiäre Atmosphäre zu schaffen und zwischen allen Beteiligten kommunikativ zu vermitteln. Obgleich die Auseinandersetzung mit der Vulnerabilität in Pflegesituationen mitunter auch zu Konflikten führt und für die Beteiligten belastend sein kann, kommen die Klient\*innen und deren Angehörige in der Wahrnehmung der Berater\*innen in der Regel dennoch zu dem Punkt, wo die Wünsche und Entscheidungen des potentiell zu Pflegenden klarwerden. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die interpersonale Kommunikation in der Beratungssituation dabei in der Regel aktiv angestrebt wird und eine grundsätzliche Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit verschiedenen Vulnerabilitäten bei der Erstellung von Vorsorgedokumenten wie einer Patientenverfügung besteht. Aktiv zugelassene Vulnerabilität ist dabei nicht nur zwischen den Angehörigen, potentiell Pflegenden und (potentiell) vulnerablen Personen elementar, sondern auch ein Bestandteil der Beziehung zwischen Berater\*innen und (potentiell) vulnerablen Personen – insbesondere dann, wenn die Betreuung über Jahre hinweg erfolgt. In der Besprechung sensibler Themen entstehe „eine sehr große Vertrauensbasis“, die darauf zurückzuführen sei, dass „die Leute ganz ehrlich zu mir sind, sie legen alles offen“ (45-jährige medizinische Beraterin).

## Diskussion

Die im Rahmen des Forschungsprojekts durchgeführten empirischen Studien zeigen insgesamt, dass eine situative Vulnerabilität, die mit Pflegebedürftigkeit verbunden ist, sowohl in den Massenmedien als auch in den Vorstellungs- und Entscheidungswelten der Bürger\*innen ambivalent dargestellt bzw. wahrgenommen wird. Wenngleich im Projekt keine kausalen Zusammenhänge untersucht wurden, so wurde doch deutlich, dass zumindest der kommunikative Umgang mit ACP von massenmedialen Darstellungen zu Themen des Lebensendes beeinflusst ist. Darüber hinaus ist plausibel anzunehmen, dass mutmaßlich auch die Vor- und Einstellungen der Bürger\*innen durch vulnerabilitätsaverse Argumentationsmuster in den Massenmedien mitgeprägt werden und zum Teil darauf zurückgeführt werden können. Schließlich findet sich das zugrundeliegende (Haupt-)Narrativ, wonach Vulnerabilität, wenn sie denn nicht ganz abgewehrt werden kann, zumindest vom Betroffenen selbst kontrolliert werden muss, sowohl in den massenmedialen Darstellungen als auch in den lebensweltlich verankerten Vorstellungen der Bürger\*innen. Demgegenüber ist insbesondere in der professionellen ACP-Beratungspraxis (die Auseinandersetzung mit) Vulnerabilität eine wünschens- und erstrebenswerte Grundvoraussetzung für eine gelungene antizipative Regelung finaler Lebensphasen; dieses Gegennarrativ, das Vulnerabilität als beziehungskonstituierend und damit positiv darstellt, findet sich ebenso in massenmedialen Darstellungen und den Vorstellungen von den Bürger\*innen, allerdings nicht so ausgeprägt wie das Hauptnarrativ der Bewahrung von Autonomie.

Neben der Vulnerabilität in einem medizinethischen Verständnis, die mit Situationen der Pflegebedürftigkeit und eingeschränkter Artikulations- und Entscheidungsfähigkeit einhergeht, offenbarte sich im Projekt eine weitere Form der Vulnerabilität, die sich auf den alltäglichen Umgang mit und die interpersonale Kommunikation zu Themen des Lebensendes bezieht: jene der kommunikativen Vulnerabilität. Die *kommunikative Vulnerabilität* ist aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive besonders relevant, da sie darüber (mit)entscheidet, welche Tabuisierungen oder Formen der Nicht-Kommunikation auftreten können und inwieweit eine Vorbereitung auf finale Lebensphasen

unter Einbezug der relevanten Akteur\*innen überhaupt stattfinden kann. Wie die situative Vulnerabilität ist auch die kommunikative Vulnerabilität mit Blick auf die Regelung von Pflegebedürftigkeit und finalen Lebensphasen als ambivalent zu betrachten. Zum einen ist vor allem bei Männern, Personen ohne Vulnerabilitätserfahrungen und in Kommunikationsbeziehungen, die sich mehr durch Routinen als durch inhaltliche Auseinandersetzung auszeichnen, Vulnerabilität – sei es die eigene oder die des anderen – Hinderungs- und Abschreckungsgrund, sich mit ACP-Thematiken auseinanderzusetzen. Zum anderen ist das Wahrnehmen, Zulassen und Adressieren von (zukünftiger) Verletzlichkeit, insbesondere in engen sozialen Beziehungen, entscheidende Grundvoraussetzung für das Gelingen von ACP-Prozessen.

Situative Vulnerabilität als Thema und kommunikative Vulnerabilität als Kennzeichen der Kommunikation sind zunehmend nicht nur auf Debatten im unmittelbar erfahrbaren Umfeld beschränkt, sondern spielen auch in Sozialen Medien eine Rolle, wie eine weitere Projektstudie zeigen konnte (Menke, Wagner &

Kinnebrock, 2020). Eine qualitative Analyse von Kommentaren in Online-Foren ergab, dass eine kommunikative Vulnerabilität in Online-Kontexten durchaus zugelassen wird, wenn in (vermeintlich) ‚geschützten‘ Räumen Online-Beziehungen mit vorher Unbekannten eingegangen werden. Die eigene Verletzlichkeit wird willentlich offenbart, ACP intensiv debattiert – und dies unter anderem, um eine fehlende Offenheit und Intimität in sozialen Beziehungen im direkten Umfeld zu kompensieren. Ein Grund dafür ist auch die Möglichkeit zur Anonymität, wie auch ein 21-jähriger Teilnehmer der Gruppendiskussionsstudie formulierte: „wenn man diesen anonymisierten Kontakt hat, dann kann man auch einfach mal ehrlich sein [...], ohne sich Gedanken darüber zu machen, dass das jetzt Konsequenzen hat.“ Inwieweit die Kommunikation mit Unbekannten in Sozialen Medien in der Lage ist, kommunikative Defizite im direkten Umfeld tatsächlich zu kompensieren und welche weiteren Funktionen sie – auch im Verhältnis zur Kommunikation von und über Vulnerabilität mit Angehörigen und Pflegenden – erfüllen kann, ist dabei eine empirische Frage, die es zukünftig zu beantworten gilt.

## Bibliographie

- 3SAT (06.12.2012). Scobel: Schöner Sterben [Talkshow/ Reportage].
- ARD (20.11.2013). Anne Will: Gibt es ein glückliches Sterben? [Talkshow].
- ARD (06.03.2014). Ratgeber Recht: Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht. [Ratgebersendung].
- ARD (02.12.2012). Report München: Wenn Ärzte nicht sterben lassen dürfen: Was zählt der Patientenwille? [Reportage].
- Birnbacher, D. (2012). Vulnerabilität und Patientenautonomie – Anmerkungen aus medizinethischer Sicht. *Medizinrecht*, 30(9), 560–565. <https://doi.org/10.1007/s00350-012-3223-1>
- BR alpha (06.11.2015). Leben bis zum letzten Augenblick: Vorsorge treffen für einen menschenwürdigen Lebensabend. [Reportage].
- Carr, D. (2012). „I don't want to die like that ...“: the impact of significant others' death quality on advance care planning. *The Gerontologist*, 52(6), 770–781. <https://doi.org/10.1093/geront/gns051>
- Fried, T. R., Bullock, K., Iannone, L., & O'Leary, J. R. (2009). Understanding advance care planning as a process of health behavior change. *Journal of the American Geriatrics Society*, 57(9), 1547–1555. <https://doi.org/10.1111/j.1532-5415.2009.02396.x>
- Gastmans, C. (2016). Dignity-enhancing care for persons with dementia and its application to advance euthanasia directives. In J. Platzer, & F. Großschädl (Hrsg.), *Entscheidungen am Lebensende. Medizinethische und empirische Forschung im Dialog* (S. 69–88). Nomos.
- Illhardt, F. J. (Hrsg.). (2008). *Die ausgeblendete Seite der Autonomie. Kritik eines bioethischen Prinzips*. LIT-Verlag.
- Illich, I. (1995). *Die Nemesis der Medizin: Die Kritik der Medikalisierung des Lebens* (4. Aufl.). C. H. Beck.
- Isfort, M. (2009). Pflege in den Medien. *Die Schwester | Der Pfleger*, 48(7), 706–709.



- Krieger, R., & Gadebusch Bondio, M. (2016). Antizipative Entscheidungen für das Lebensende – die Rolle des Geschlechts. *Zeitschrift für Palliativmedizin*, 17(05), 1–59. <https://doi.org/10.1055/s-0036-1594153>
- Lehmeyer, S. (2018). Vulnerabilität. In A. Riedel, & A.-C. Linde (Hrsg.), *Ethische Reflexion in der Pflege* (S. 75–87). Springer Berlin Heidelberg. [https://doi.org/10.1007/978-3-662-55403-6\\_9](https://doi.org/10.1007/978-3-662-55403-6_9)
- Mayring, P. (2000). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (7. Aufl.). Beltz.
- Menke, M., & Kinnebrock, S. (2016). Würde bis zum Schluss? Mediale Konzeptionen von Menschenwürde im Diskurs über Sterbehilfe. *Medien & Altern*, 8, 32–46.
- Menke, M., Kinnebrock, S., & Wagner, A. J. M. (2020). Ethikdebatten im Gesundheitsbereich. Eine qualitative Inhaltsanalyse von TV-Sendungen über den Umgang mit dem Lebensende. *Communicatio Socialis*, 53(3), 337–349. <https://doi.org/10.5771/0010-3497-2020-3-337>
- Menke, M., Wagner, A. J. M., & Kinnebrock, S. (2020). Communicative care in online forums: How burdened informal caregivers seek mediated social support. *International Journal of Communication*, 14, 1662–1682.
- Perkins, H. S., Cortez, J. D., & Hazuda, H. P. (2004). Advance care planning: does patient gender make a difference? *The American journal of the medical sciences*, 327(1), 25–32. <https://doi.org/10.1097/00000441-200401000-00006>
- Robert Koch Institut. (2020). *Gesundheitliche Lage der Frauen in Deutschland*. Berlin.
- RTL (26.08.2016). RTL next: Trotz Patientenverfügung – Demente Oma darf nicht sterben. [Reportage].
- Scott, A. M., & Caughlin, J. P. (2015). Communication nonaccommodation in family conversations about end-of-life health decisions. *Health communication*, 30(2), 144–153. <https://doi.org/10.1080/10410236.2014.974128>
- Seale, C. (2004). Media Constructions of Dying Alone: A Form of ‘Bad Death’. *Social Science & Medicine*, 58(5), 967–974.
- Singer, P. A., Martin, D. K., Lavery, J. V., Thiel, E. C., Kelner, M., & Mendelssohn, D. C. (1998). Reconceptualizing Advance Care Planning from the patient’s perspective. *Archives of Internal Medicine*, 158(8), 879–884.
- Strauss, A. L., & Corbin, J. M. (1996). *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Beltz.
- Wagner, A. J. M., Menke, M., Kinnebrock, S., & Drakova, M. (2020). Care in den Medien: Gesundheitliches Vorausplanen und Care am Lebensende in der massenmedialen Berichterstattung. In A. Bauer, F. Greiner, S. Krauss, & Lippok, M., Peuten, S. (Hrsg.), *Rationalitäten des Lebensendes – Interdisziplinäre Perspektiven auf Sterben, Tod und Trauer* (S. 67–88). Nomos.
- Walter, T. (2015). New mourners, old mourners: online memorial culture as a chapter in the history of mourning. *New Review of Hypermedia and Multimedia*, 21(1-2), 10–24. <https://doi.org/10.1080/13614568.2014.983555>
- WDR (11.12.2017). Sterben verboten? Wie Hightech-Medizin den Tod verändert. [Reportage].
- Wild, V. (2014). Vulnerabilität. In C. Lenk, G. Duttge, & H. Fangerau (Hrsg.), *Handbuch Ethik und Recht der Forschung am Menschen* (S. 297–298). Springer Berlin Heidelberg. [https://doi.org/10.1007/978-3-642-35099-3\\_50](https://doi.org/10.1007/978-3-642-35099-3_50)

**Anna WAGNER**

Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld. Sie arbeitet derzeit im BZgA-geförderten interdisziplinären Forschungsprojekt „Suizidprävention für Männer“. Nach dem Bachelor- und Masterstudium „Medien und Kommunikation“ an der Universität Augsburg promovierte sie Ende 2020 im Fach Kommunikationswissenschaft zum Thema „Satire und Alltagskommunikation“. Zu ihren aktuellen Forschungsschwerpunkten gehören Gesundheitskommunikation, interpersonale Kommunikation, (politische) Unterhaltung sowie Social Media- und Digitalisierungsforschung

**Susanne KINNEBROCK**

Prof. Dr., ist Professorin für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Öffentliche Kommunikation an der Universität Augsburg. Zu ihren aktuellen Forschungsschwerpunkten zählen Kommunikationsgeschichte und Medienwandel, narrativer Journalismus, kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung sowie Wissenschafts- und Gesundheitskommunikation. Sie war PI des Projekts „Die Sorge um die Fürsorge: bis zum Ende über sich verfügen...Vorstellungen von Autonomie, Verantwortung und Vulnerabilität“ (2015-2019) des Bayerischen Forschungsverbunds „ForGenderCare“.

**Manuel MENKE**

Dr., ist Assistant Professor am Department of Communication der Universität Kopenhagen. Davor forschte und lehrte er an der LMU München und an der Universität Augsburg. Neben seiner Promotion an der Universität Augsburg zum Thema „Mediennostalgie in digitalen Öffentlichkeiten“, war er Mitarbeiter im hier vorgestellten Projekt „Sorge um die Fürsorge“. Neben dem Themenschwerpunkt des Projekts umfasst seine Forschung die Bereiche soziale Medien, digitale Öffentlichkeiten, mediale Alltagspraktiken, Nostalgie und Erinnerung sowie Journalismus.

# Understanding vulnerability to inform two-way inclusive COVID-19 communication

Su Anson, Peter Wieltschnig, Mistale Taylor & Niamh Aspell  
Trilateral Research, UK & Ireland

## Abstract

As a global pandemic, COVID-19 has resulted in a variety of different epidemiological, cultural, political, and socio-economic impacts. However, similar to other disasters, COVID-19 is disproportionately impacting particular groups, including vulnerable populations. In this paper, the authors examine how there is a need to understand the concept of vulnerability and the information needs of vulnerable individuals, groups and communities through an intersectional lens in order to develop inclusive communication that is accessible to different groups. Two-way communication and ongoing interaction are a necessary step in ensuring that vulnerable groups are not excluded from COVID-19 communication practices, potentially further increasing their vulnerability.

Keywords: COVID-19 pandemic, inclusive risk communication, vulnerability, dialogue, intersectionality, risk

Since its emergence in 2019, COVID-19 has become a topic of daily conversation due to its wide-scale impact on all areas of our lives. COVID-19 has not only resulted in the loss of over 3.9 million lives globally as of 28 June 2021 (WHO, 28 June 2021), but has resulted in a multitude of epidemiological, cultural, political, and socio-economic impacts. However, not all segments of society have been impacted equally. We are witnessing differential impacts based on factors such as age, gender, ethnicity, health status and socio-economic status. These differential impacts are in part a result of structural conditions and pre-existing inequalities that have made particular groups more vulnerable not only in relation to the risk of catching the virus, but also the impacts of different response measures being implemented.

Communication has a critical role to play in managing and responding to disasters and is at the core of the response to the COVID-19 pandemic. It provides different stakeholders with information on the response measures being implemented and the different actions that individuals and communities can take to prevent the spread of infection and reduce their risk. Before COVID-19 vaccines were widely available, the response of many governments focused predominantly on their communications policy

and communicating the recommended measures (Fakhrudin, Blanchard & Ragupathy, 2020). Communication is continuing to play a key role as vaccines are being rolled out internationally. However, it is increasingly apparent that different communication approaches are required to communicate effectively and engage with different groups. Not all groups have the same information needs and they therefore require tailored approaches. For example, in response to vaccine hesitancy and thus lower vaccination rates among Black, Asian and Minority Ethnic (BAME) groups in the UK, a number of different, targeted initiatives have been enacted to address the related issues (Mohdin, 2021). Understanding a communication's target audience and their vulnerabilities is critical to be able to identify their information needs, and design effective and inclusive risk communication.

This article first examines the concept of vulnerability in the context of disaster management, before focusing on vulnerability in the context of the COVID-19 pandemic. It then examines why understanding vulnerability is critical to developing inclusive communication to ensure that groups are not excluded from COVID-19 conversations, which could potentially further increase their vulnerability.

## Examining vulnerability in the context of disaster management

Vulnerability is at the core of defining and understanding what is meant by the terms “disaster” and “disaster risk”. The United Nations Office for Disaster Risk Reduction (no date) defines vulnerability as the

*“conditions determined by physical, social, economic and environmental factors or processes which increase the susceptibility of an individual, a community, assets or systems to the impacts of hazards”.*

It is the interaction between hazardous events that results in serious disruption to how communities and society function, and the conditions of exposure, vulnerability and capacity that results in a disaster (ibid). As a consequence, disasters do not impact everyone equally. Existing vulnerabilities, caused by structural conditions and pre-existing inequalities, result in differential human, social, and economic losses and impacts of a disaster. As such, vulnerable groups in a society are those that are disproportionately affected by a disaster (Howard et al., 2017).

In the disaster management field, research has been undertaken to identify and understand vulnerable groups across all disaster management phases. Social factors that have been identified as influencing people’s vulnerabilities include “class, race, caste, ethnicity, gender, age, poverty, disability, and immigration status” (Bolin & Kurtz, 2018, 184). Vulnerable individuals, groups and communities will typically have diverse needs, expectations, and access to information and technologies that require multiple unique methods of communicating information that addresses these needs (Howard et al., 2017). Different vulnerabilities can also act as a barrier to being targeted with or having access to disaster-related information. For example, in relation to disaster preparedness, demographic characteristics such as gender and ethnicity have been identified as acting to limit some groups’ involvement in disaster planning (Ashraf & Azad, 2015; Andrulis et al., 2011). Mirza Ali Ashraf and Abul Kalam Azad (2015) highlight how in Bangladesh, women from rural areas are rarely included in the planning or preparation of disaster plans. A California (US) based study identified different

barriers to preparing diverse communities for disasters, including socio-economic factors, a lack of support for culturally and linguistically appropriate services and programmes, and limited knowledge about diverse communities (Andrulis et al., 2011). Thus, disparities exist in terms of how different groups are targeted with preparedness practices with some groups being excluded. Based on research conducted with government representatives and Non-Governmental Organisations in seven countries (Belgium, Denmark, Germany, Iceland, Japan, Sweden, the United Kingdom), Susan Anson (2015) found that the majority of countries participating in the study do not prepare their public equally for mass evacuation resulting in “exclusionary [preparedness] practices”. The use of exclusionary practices and not preparing the public equally can increase the vulnerability of non-targeted groups (ibid). As outlined by Howard et al. (2017),

*“vulnerable or ‘at risk’ groups are likely to be less prepared for a natural disaster, more susceptible during it, have higher mortality rates, and poorer outcomes in the recovery period.” (140)*

However, vulnerability is not a fixed characteristic of an individual or a group. It could be associated with a temporary lack of physical security, and the ability to recover from disaster events depends on access to social or economic capital. There are some individuals and groups who are highly and permanently vulnerable to many hazards. For instance, vulnerability is exacerbated in ageing, and frailty in ageing is characterised by physical immobility, cognitive impairments and sensory changes, leading to complex social and healthcare dependencies. With advancing age, older adults are also exposed to chronic health conditions. If disaster relief operations and the provision of health care are adversely affected or overlooked, a lack of access to treatments leads to enhanced risks for this population (Berariu et al., 2015). Recent global disasters have highlighted a disproportionate impact on the ageing population. For example, the earthquake and tsunami in Tohoku (Japan) in 2011 reported 57% of deaths were people aged 65+ (Nakahar & Ichikawa, 2013), Typhoon Haiyan in the Philippines in 2013 reported 39% of all fatalities were aged 60+ (Kulcsar, 2013) and 29% of deaths in the earthquake in Nepal 2015 were of people

aged 60+ (Adhikari et al., 2020). Furthermore, older females are at increased risk compared to males due to longer life expectancies, increasing their risk of poor psychosocial outcomes, such as loneliness, loss or bereavement, risk of trauma and depression. Not all older adults are more vulnerable than younger adults, as advancing ageing also brings rich life experience and wisdom. As such, consideration of the differential needs and challenges faced by older people should be informed by older adult advocates. The engagement of older adults, in particular women, is central to appropriate emergency management planning and response for this population (United Nations Department of Economic and Social Affairs, 2019). However, there are additional factors, in addition to age and gender, that influence the vulnerability of individuals and communities to disaster impacts. For example, racial and class disparities were highlighted during Hurricane Katrina, with evacuation orders being less likely to reach, be trusted and followed by persons of colour and lower-income residents in New Orleans than more affluent and white residents (Bolin & Kurtz, 2018). Factors such as age, gender, race, socio-economic status, disability and education have been classed as indicators of social vulnerability (Farin Fatemi et al., 2017). This perspective of vulnerability focuses on socioeconomic and demographic factors that make people vulnerable due to social structure (McEntire, Gilmore Croker, & Peters, 2010). While social vulnerability of a particular geographic area may be estimated before a disaster occurs, a disaster may result in new vulnerabilities as we are witnessing in the response to COVID-19 (The Lancet, 2020).

The above example of older females being at greater risk compared to males also highlights how vulnerabilities do not exist in isolation. The concept of intersectionality offers a useful lens for untangling the understanding of where individuals and communities are situated on a gradient of vulnerability. Developed by the scholar Kimberlé Crenshaw (1989), the concept of intersectionality moves away from viewing communities as monolithic and homogenous blocks, and towards an appreciation of how characteristics (such as class, gender and race, among others) intersect to sculpt the dynamics of power and inequality. Where vulnerability is understood as the output value of the severity of the threat, the individual's baseline resilience

and the ability to adopt coping measures (i.e., to circumvent the impacts of the harm), (IFRC, no date) intersectionality can be understood as a method to gain a better understanding of these input factors.

Understanding different vulnerabilities, and how they intersect, is a critical step in examining and mitigating the different barriers to groups being able to access, receive and understand risk communication. The Sendai Framework for Disaster Risk Reduction 2015-2030 (United Nations, 2015) highlights how disaster risk reduction practices need to be inclusive and accessible to be efficient and effective. As examined in the following sections, COVID-19 is disproportionately impacting vulnerable groups. Aaron Clark-Ginsberg and Elizabeth L. Petrun Sayers (2020) argue that it is vulnerable groups who will likely be impacted most by COVID-19 information insufficiency and misinformation. The authors of this paper outline below how two-way communication is necessary to develop accessible and inclusive communication that addresses the information needs of different groups, including vulnerable groups.

### **Vulnerability in relation to COVID-19**

Much of the language around COVID-19 is anchored around "risk", namely through public health campaigns and public media concerning the risks of catching or spreading the virus. Medical and governmental authorities have provided individuals with extensive guidance regarding those considered at risk which is often related to underlying medical conditions and old age. However, as society comes to acknowledge the sheer scale of the impacts of the COVID-19 pandemic on society – whether epidemiological, cultural, political or socio-economic – they must finetune their understanding of how these risks are magnified by vulnerability and where they intersect (Hankivsky & Kapilashrami, 2020).

COVID-19 has exacerbated existing inequalities and vulnerabilities within society. The distribution of harm is determined by these existing vulnerabilities, as is the manner in which the impacts materialise. The differences in coronavirus infection and mortality rates at regional and local levels demonstrate that underlying socio-economic factors and governmental policy significantly influence, for example, the severity

of infection rates, exposure to the virus, ability to withstand the economic impacts, access to medical assistance and education. The COVID-19 pandemic, therefore, highlights the need to adopt an intersectional lens of the structural conditions that interact with the pandemic, when developing response measures and deciding on how to prioritise them (Bowleg, 2020).

So where to start? The near-universal reach of the impacts of COVID-19 means that the volume of issues to consider is a considerable challenge. Almost every demographic must be considered in a response plan and almost every activity and sector require targeted and specific policies to mitigate the negative impacts of COVID-19. The questions then emerge: how can stakeholders meaningfully appreciate the nuances of vulnerability when considering such far-reaching policy? How can they tailor their approaches to both understand and accommodate these disparate voices, and these interwoven and entangled demands and needs?

Academic and policy-focused output dedicated to these considerations is expanding. Consider, for instance, the UN Secretary General guidance highlighting the need for special emphasis on gender (Guterres, no date), on disability (United Nations, no date) and on humanitarian settings (United Nations Secretary-General, 2020). These statements move beyond siloed approaches, which treated these characteristics as uniform, and consider them unique critical factors in appreciating the structural dynamics that produce the context in which individuals and communities operate. Importantly, recognising the diversity of contexts means recognising that access to information and the necessary content of communications should differ depending on the characteristics of a community.

This article is written in the context of the EU-funded COVINFORM project.<sup>1</sup> The COVINFORM project will examine national government communication strategies and practices to communicate risk and utilise open data to paint a more holistic picture of vulnerability across selected European contexts. Primary qualitative research, data analysis and data modelling will be undertaken to map vulnerability indicators and consider the impacts on vulnerable

groups at national, regional and local levels. The findings and outputs of the project will be used to develop solutions, guidelines, and good practices that ensure the needs of vulnerable and marginalised groups are appropriately considered across different elements of the response, including communication. At this stage of the project, desk-based research is being undertaken to examine the concept of vulnerability, which will inform the research design for conducting primary qualitative research with vulnerable groups.

### **Beyond a 'one size fits all' approach to risk communication**

When applying the lens of intersectionality to the context of the COVID-19 pandemic, it provides two primary benefits. Firstly, it allows for a more nuanced and granular appreciation of how people are affected – the vectors of vulnerability and the structural dynamics that dictate behaviours. Secondly, it allows for the calibration of communication strategies to the needs of certain communities. For example, understanding that the interaction of class with ethnicity produce the higher rates of infection for the BAME community in the UK, who disproportionately work in public-facing employment and live in more densely populated areas (Office for National Statistics, 2020).

Another community disproportionately impacted by COVID-19 was care home residents, attributing to almost half of all COVID-19 deaths in Western countries (Comas-Herrera et al., 2021). The pandemic has raised questions about how countries care for people who reside in care homes who are at increased risk due to their health status and the proximity of their living conditions. For example, in England, the Department of Health and Social Care (DHSC), adopted a policy, executed by the National Health Service (NHS) England, that resulted in 25,000 patients, including those infected or possibly infected with COVID-19 who had not been tested, being discharged from hospital into care homes between 17 March and 15 April 2020 (Amnesty International, 2020). This highlights a significant gap in the government response to vulnerable older adults and social care providers in the pandemic's preparedness. Care homes

<sup>1</sup> <https://www.covinform.eu>

quickly became the focus across Europe in the early stages of the pandemic, and governments responded by restricting all outside contact from as early as 2 March, to protect care residents (European Centre for Disease Prevention and Control, 2020). In England, this advice was not initially communicated, and some care homes implemented their own ban on visitors several weeks before the government advice on 2 April 2020. Whilst physical restrictions are necessary to avoid COVID-related mortality, physical distancing for people in care facilities could be detrimental to their wellbeing and that of their loved ones. A study by Erwin Stolz, Hannes Mayerl and Wolfgang Freidl (2021), suggests that the loneliness of older adults in Austria increased as a result of COVID-19 restrictions. Future pandemic planning needs provisions to balance the risk to life and the complex circumstances of care home residents and older adults. Examples could be taken from Germany and the Netherlands, where care homes created unique solutions to interact with family members, such as creating virus-proof environments (Curry & Langins, 2020).

A more recent example of vulnerability related to the COVID-19 pandemic pertains to vaccine hesitancy and the vaccine roll-out in several countries. A survey of 1,007 Austrian people identified demographic factors such as being male, older, and living in an urban area, as resulting in lower levels of vaccine hesitancy (Schernhammer et al., 2021). The study also highlighted that vaccine hesitancy was higher amongst respondents favouring political opposition parties and those that did not vote in the last election (ibid). In England, the vaccine coverage is reported and includes statistics on specific demographical features, including age, sex, ethnicity and deprivation index (GitHub, 2020). *The Guardian* has reported on research into disparities in vaccine take-up rates in England (Parveen & Barr, 2021). The study found that richer areas had far higher take-up rates than poorer ones, exemplifying a “vaccine gap”, and urged that inequalities be addressed to maintain England’s vaccine strategy. For example, the London borough of Southwark was found to have the most pronounced vaccine gap. Poorer areas in that borough have larger BAME populations, leading experts to note that “the wide discrepancies revealed by the analysis reflected the intersection of inequalities of race and poverty” (McIntyre, Duncan & Sabbagh, 2021).

This is an issue because vaccination programmes require high vaccine take-up rates to eliminate viruses such as COVID-19, so it moves beyond a risk to individuals to a broader question of public health. To address this issue, communication strategies should consider why certain groups are more hesitant or unable to have the vaccine and then tailor their communications to these specific groups, ultimately to contribute to a more inclusive strategy that reduces vulnerabilities. For instance, British broadcasters conducted a video campaign to encourage ethnic minority communities to get vaccinated by featuring famous personalities from these communities in television advertisements that addressed cultural concerns about the vaccine (Mohdin, 2021). Campaigns that do not consider the information needs and perspectives of different groups can result in criticism, negative public reaction and potentially alienate intended audiences. For instance, the UK Government had to withdraw a social media advert requesting people to “Stay Home. Save Lives” due to criticism concerning its stereotyping women by including three scenes of women cleaning, ironing and teaching children (BBC, 2021).

As people witness the roll-out and completion of large-scale medical treatment and vaccine initiatives, governments’ policy responses have focused on the communication of protective measures. Nevertheless, as highlighted above, the specific vulnerabilities of a community could impact the ability to access information or action the recommended advice. For instance, throughout the pandemic, people in low-income households have been less able to self-isolate. An inability to do without income, a lack of suitable housing for prolonged isolation, a need to carry out informal care obligations, among a host of other reasons, mean that these experiences must be taken into account. Moreover, recognising the higher probability that persons in marginalised communities will face these conditions demonstrates this need for an intersectional lens – perhaps as showcased by the structural conditions that lead BAME communities in the UK to have higher rates of COVID-19 (Public Health England, 2020).

A lack of two-way communication and dialogue may mean that the needs and concerns are not captured and filtered into communication strategies (Owen, 2020). This two-way

communication and dialogue, as recommended by the World Health Organisation, entails ongoing interaction with communities from the onset of the communication strategy, with the ultimate outputs being tailored to their needs (IFRC, UNICEF, & WHO, 2020a). By failing to engage in direct communication, the concern is that populations may be effectively excluded from COVID-19 communications and policy, acting to exacerbate their vulnerability and subject them to social stigma where they are unable to meet the generic standards set (IFRC, UNICEF & WHO, 2020b).

To expand upon this, it is helpful to look at how two-way communication can help to mitigate against the intersecting impact affecting refugees and irregular migrants during the COVID-19 pandemic. The barriers that place these communities at higher risk of harm are numerous – ranging from the lack of disposable income, social support networks, formal status, and accessible information, to the harms of xenophobic discrimination, and a lack of knowledge amongst healthcare professionals on accessing these populations (Unicef et al., 2020; OECD, 2020). Building relationships with community and diaspora representatives, civil society organisations, religious groups may act not only to disseminate messages directly to communities, but also to act as a receiver of community opinion. These efforts should not consider communities as hegemonic blocks, but rather, diverse networks reaching across the important community groups should be built and maintained. Once these trusted channels are in place, they should be utilised as a forum for receiving input from the community on their experiences. In this respect, feedback will be fused to dissemination, acting to capture thoughts, concerns, rumours and misinformation as well as the experiences of these groups. As states and organisations have begun to set up social media channels, they have emboldened refugees and irregular migrants' existing abilities to organise and share information, while providing forums for communication more suited to their context. Additionally, they have been used to help target assistance, provide tailored advice and counselling, and direct individuals to accessible information. Indeed, these efforts highlight just one of the ways by which these two-way communication networks have operated in practice (UNHCR, 2020).

## Shifting towards more inclusive communication processes

Two-way communication and dialogue with those receiving the communication is important “to understand risk perceptions, behaviours and existing barriers, specific needs [and] knowledge gaps” (IFRC, Unicef & WHO, 2020a). Here, we can see a shift away from paternalistic approaches towards a more inclusive process. By giving weight to the experiences and input of groups who will have their own understanding of where and how their vulnerability manifests it is possible to build a “bottom-up” component in risk communication strategies (Gilmore et al., 2020).

To fill their knowledge gap on at-risk communities, communication and dialogue strategies should be rooted in the community. Such approaches should seek to utilise contact points with trusted figures within the community, and organising procedures to obtain the direct opinions from the public, through key informant interviews and focus groups, rapid assessments and surveys as well as monitoring the media. These efforts will be invaluable for gaining the insights from and about hard to reach at-risk communities, such as homeless persons (Lewer et al., 2020) or irregular migrants (OECD, 2020).

Moreover, as communication strategies seek to create new behavioural norms, it is possible that those who cannot comply with these norms are blamed or criticised. This is particularly the case where those unable to comply will likely already come from marginalised communities already subjected to discrimination. In this respect, having a “one-size-fits-all” approach that is calibrated to more hegemonic communities' capacities risks exacerbating the marginalisation of those unable to meet these standards. As such, the messaging must be targeted to people on the basis of their risk levels and capacities in order to be actionable by the community. Failing to provide realistic advice may result in stigmatisation and potentially disillusionment with the COVID-19 strategies themselves (Sotgiu & Dobler, 2020). This is particularly apparent where people's vulnerability prevents them from being able to cohere with guidance. For instance, as demonstrated in the United States of America (US), poor workers' rights, a fragmented and often inaccessibly costly health care system and high living costs have resulted in service workers being unable to adhere



to public health guidelines following a potential workplace exposure. Analysing the interplay of these listed structural issues can help to determine where messaging should be targeted. In these instances, rather than focusing on behaviour in a context-neutral and individualised manner, it can point to the need for communication targeted at employers on the need for improved conditions, policies and practices for their staff. On the more extreme end of the resultant consequences, communication strategies that are not attuned to vulnerabilities can include the perpetration of acts of direct violence on persons. For instance, language regarding the nature of the threat could also produce varying effects on communities. The discussions on the fact that the virus had originated in China (which the previous US administration was particularly keen to emphasise), for example, resulted in xenophobic attacks (Human Rights Watch, 2020). In this sense, the political atmosphere where certain (and often marginalised) community groups are more susceptible to stigmatisation and xenophobic attack is directly relevant and points to a wider need to include these experiences in communication strategies. Ultimately, individuals and groups experience this pandemic differently. Official responses must react to the breadth of needs and challenges.

## Conclusion

This article has outlined how vulnerable groups are disproportionately impacted by a disaster, and COVID-19 is no exception. It has highlighted a number of different factors that have been found to influence vulnerability to disasters and/or COVID-19 such as class, race, gender, income, and health and immigration status. These factors do not exist in isolation and can combine to create intersecting vulnerabilities. Understanding these different vulnerabilities is a critical step in being able to identify individual and community communication needs and ensuring that different groups have access to relevant information.

In contrast, a lack of understanding of the vulnerabilities that exist can result in exclusion and potentially increase risk and vulnerability. The COVID-19 pandemic has not only impacted those with pre-existing vulnerabilities but has also created new vulnerabilities that need to be considered when developing communication strategies.

Interaction and two-way communication can ensure that an individual or communities needs and concerns are filtered into inclusive communication strategies. Bottom-up approaches that seek to understand risk perceptions, behaviours and existing barriers, specific needs and knowledge gaps can inform the development of tailored communications responding directly to these needs.

However, as outlined by Andrulis et al., 2011, socio-economic factors and a lack of support for culturally and linguistically appropriate services and programmes can act as barriers to developing inclusive communication. There is a need for further research to understand these barriers and mitigation measures. Additionally, as highlighted by Clark-Ginsberg and Petrun Sayers (2020), the authors acknowledge that there is an urgent need for research related to COVID-19 communication, particularly comparative research. Research comparing the COVID-19 communication practices across different countries will be undertaken in a later phase of the COVINFORM project. As a first step, the consortium is examining the concept of vulnerability and its different dimensions to inform the development of the research design.

## Acknowledgement

This article is the result of research activities of the COVINFORM project that has received funding from the European Union's Horizon 2020 research and innovation programme under grant agreement No 101016247.

## References

- Adhikari, B., Bhandari, P., Neupane, D., & Mishra, S. (2020). A Retrospective Analysis of Mortality From 2015 Gorkha Earthquakes of Nepal: Evidence and Future Recommendations. *Disaster Medicine and Public Health Preparedness*, 1-7. doi:10.1017/dmp.2020.12
- Andrulis, D. P., Siddiqui, N. J., & Purtle, J. P. (2011). Integrating racially and ethnically diverse communities into planning for disasters: the California experience. *Disaster Medicine and Public Health Preparedness*, 5(3), pp. 227-234.
- Anson, S. (2015). *The unequal segmentation of public preparedness for mass evacuation: a cross-national perspective* (Doctoral dissertation, Aston University).
- Amnesty International. (2020). *As if expendable. The UK government's failure to protect older people in care homes during the COVID-19 pandemic*. Retrieved from <https://www.amnesty.org.uk/files/2020-10/Care%20Homes%20Report.pdf?kd5Z8eWzj8Q6ryzHkcaUnxfCtqe5Ddg6=>. Accessed on 15 March 2021.
- Ashraf, M. A., & Azad, M. A. K. (2015). Gender issues in disaster: Understanding the relationships of vulnerability, preparedness and capacity. *Environment and ecology research*, 3(5), pp. 136-142.
- BBC. (2021). *Coronavirus: Government withdraws 'sexist' Stay Home advert*. Retrieved from <https://www.bbc.co.uk/news/uk-politics-55844367>. Accessed on 15 March 2021.
- Berariu, R., Fikar, C., Gronalt, M., & Hirsch, P. (2015). Understanding the impact of cascade effects of natural disasters on disaster relief operations. *International Journal of Disaster Risk Reduction*, 12, 350-356.
- Bolin, B., & Kurtz, L. C. (2018). Race, class, ethnicity, and disaster vulnerability. *Handbook of disaster research*, pp. 181-203.
- Bowleg, L. (2020). We're not all in this together: on COVID-19, intersectionality, and structural inequality. *Am J Public Health*, 110(7), p. 917. doi:10.2105/AJPH.2020.305766
- Clark-Ginsberg, A., & Petrun Sayers, E. L. (2020). Communication missteps during COVID-19 hurt those already most at risk. *Journal of Contingencies and Crisis Management*, 28(4), pp. 482-484.
- Comas-Herrera, A., Zalakaín, J., Litwin, C., Hsu, A. T., Lane, N., & Fernández, J. L. (2020). Mortality associated with COVID-19 outbreaks in care homes: early international evidence. *LTCcovid.org, International Long-Term Care Policy Network, CPEC-LSE*, 26. Retrieved from <https://lrtcovid.org/2020/04/12/mortality-associated-with-covid-19-outbreaks-in-care-homes-early-international-evidence/>. Accessed on 15 March 2021.
- Crenshaw, K. (1989). *Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of anti-discrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics*. u. Chi. Legal f., p. 139.
- Curry, N. & Langins, M. (2020). *What measures have been taken to protect care homes during the COVID-19 crisis*. Retrieved from <https://analysis.covid19healthsystem.org/index.php/2020/06/08/what-measures-have-been-taken-to-protect-care-homes-during-the-covid-19-crisis/>. Accessed on 15 March 2021.
- European Centre for Disease Prevention and Control (2020). *Surveillance of COVID-19 in long-term care facilities in the EU/EEA, 19 May 2020*. Stockholm. Retrieved from <https://www.ecdc.europa.eu/sites/default/files/documents/covid-19-long-term-care-facilities-surveillance-guidance.pdf>. Accessed on 15 March 2021.
- Fakhruddin, B. S., Blanchard, K., & Ragupathy, D. (2020). Are we there yet? The transition from response to recovery for the COVID-19 pandemic. *Progress in Disaster Science*, 7, 100102.
- Fatemi, F., Ardalan, A., Aguirre, B., Mansouri, N., & Mohammadfam, I. (2017). Social vulnerability indicators in disasters: Findings from a systematic review. *International Journal of Disaster Risk Reduction*, 22, pp. 219-227.
- Gilmore, B., Ndejjo, R., Tchetchia, A., De Claro, V., Mago, E., Lopes, C., & Bhattacharyya, S. (2020). Community engagement for COVID-19 prevention and control: a rapid evidence synthesis. *BMJ global health*, 5(10), e003188.
- GitHub [Software]. (2021). *OpenSAFELY COVID Vaccine coverage report*. Retrieved from [https://github.com/opensafely/nhs-covid-vaccination-coverage/blob/master/released-outputs/opensafely\\_vaccine\\_report\\_overall.pdf](https://github.com/opensafely/nhs-covid-vaccination-coverage/blob/master/released-outputs/opensafely_vaccine_report_overall.pdf). Accessed on 15 March 2021.

- Guterres, A. (No date). *Put women and girls at the centre of efforts to recover from COVID-19*. Retrieved from <https://www.un.org/en/un-coronavirus-communications-team/put-women-and-girls-centre-efforts-recover-covid-19>. Accessed on 15 March 2021.
- Hankivsky, O., & Kapilashrami, A. (2020). *Beyond sex and gender analysis: an intersectional view of the COVID-19 pandemic outbreak and response*. Gender and Women's Health Unit, Centre for Health Equity, Melbourne School of Population and Health Equity.
- Howard, A., Agliias, K., Bevis, M., & Blakemore, T. (2017). "They'll tell us when to evacuate": The experiences and expectations of disaster-related communication in vulnerable groups. *International journal of disaster risk reduction*, 22, pp. 139-146.
- Human Rights Watch (2020). *Covid-19 Fueling Anti-Asian Racism and Xenophobia Worldwide*. Retrieved from: <https://www.hrw.org/news/2020/05/12/covid-19-fueling-anti-asian-racism-and-xenophobia-worldwide>. Accessed on 15 March 2021.
- IFRC (No date). *What is vulnerability?* Retrieved from <https://www.ifrc.org/en/what-we-do/disaster-management/about-disasters/what-is-a-disaster/what-is-vulnerability/>. Accessed on 15 March 2021.
- IFRC, UNICEF, & WHO (2020a). *Risk Communication and Community Engagement (RCCE) Action Plan Guidance COVID-19 Preparedness and Response. Interim guidance*. Retrieved from [https://www.who.int/publications/i/item/risk-communication-and-community-engagement-\(rcce\)-action-plan-guidance](https://www.who.int/publications/i/item/risk-communication-and-community-engagement-(rcce)-action-plan-guidance). Accessed on 15 March 2021.
- IFRC, UNICEF, & WHO (2020b). *A guide to preventing and addressing social stigma associated with COVID-19*. Retrieved from <https://www.who.int/publications/m/item/a-guide-to-preventing-and-addressing-social-stigma-associated-with-covid-19>. Accessed on 15 March 2021.
- Kulcsar, A. (2013). *Older people disproportionately affected by Typhoon Haiyan*. Retrieved from <https://www.helpage.org/newsroom/latest-news/older-people-disproportionately-affected-by-typhoon-haiyan/>. Accessed on 15 March 2021.
- Lewer, D., Braithwaite, I., Bullock, M., Eyre, M. T., White, P. J., Aldridge, R. W., Story, A. & Hayward, A. C. (2020). COVID-19 among people experiencing homelessness in England: a modelling study. *The Lancet Respiratory Medicine*, 8(12), pp. 1181-1191.
- McEntire, D., Crocker, C. G., & Peters, E. (2010). Addressing vulnerability through an integrated approach. *International Journal of Disaster Resilience in the Built Environment*, 1(1), pp. 50-64.
- McIntyre, N., Duncan, P. & Sabbagh, D. (2021) England's Covid vaccine strategy will 'unravel' unless inequalities addressed, say experts. *The Guardian*. Retrieved from <https://www.theguardian.com/world/2021/mar/14/uk-covid-vaccine-strategy-will-unravel-unless-inequalities-addressed-say-experts>. Accessed on 15 March 2021.
- Mohdin, A. (2021) BAME groups urged to have Covid vaccine in UK TV ad campaign. *The Guardian*. Retrieved from <https://www.theguardian.com/world/2021/feb/18/bame-groups-urged-to-have-covid-vaccine-in-uk-tv-ad-campaign>. Accessed on 15 March 2021.
- Nakahara, S., & Ichikawa, M. (2013). Mortality in the 2011 tsunami in Japan. *Journal of epidemiology*, 23(1), pp. 70-73. <https://doi.org/10.2188/jea.je20120114>
- OECD. (2020). *What is the impact of the COVID-19 pandemic on immigrants and their children?* Retrieved from <https://www.oecd.org/coronavirus/policy-responses/what-is-the-impact-of-the-covid-19-pandemic-on-immigrants-and-their-children-e7cbb7de/>. Accessed on 15 March 2021.
- Office for National Statistics. (2020). *Coronavirus (COVID-19) related deaths by occupation, England and Wales: deaths registered between 9 March and 25 May 2020*. Retrieved from <https://www.ons.gov.uk/peoplepopulationandcommunity/healthandsocialcare/causesofdeath/bulletins/coronaviruscovid19relateddeathsbyoccupationenglandandwales/deathsregisteredbetween9marchand25may2020#overview-of-coronavirus-related-deaths-by-occupation>. Accessed on 15 March 2021.
- Owen, J. (2020). *Reduce stigma and increase two-way dialogue: WHO's prescription for coronavirus comms*. Retrieved from <https://www.prweek.com/article/1677590/reduce-stigma-increase-two-way-dialogue-whos-prescription-coronavirus-comms>. Accessed on 15 March 2021.
- Parveen, N., & Barr, C. (2021). *Black over-80s in England half as likely as white people to have had Covid jab*. Retrieved from <https://www.theguardian.com/world/2021/feb/04/black-over-80s-in-england-half-as-likely-to-have-had-covid-vaccine>. Accessed on 15 March 2021.

- Public Health England (2020). *Disparities in the risk and outcomes of COVID-19. PHE publications*. Retrieved from [https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment\\_data/file/908434/Disparities\\_in\\_the\\_risk\\_and\\_outcomes\\_of\\_COVID\\_August\\_2020\\_update.pdf](https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/908434/Disparities_in_the_risk_and_outcomes_of_COVID_August_2020_update.pdf). Accessed on 15 March 2021.
- Schernhammer, E., Weitzer, J., Laubichler, M. D., Birmann, B. M., Bertau, M., Zenk, L., Caniglia, G., Jäger, J.C., & Steiner, G. (2021). Correlates of COVID-19 vaccine hesitancy in Austria: trust and the government. *Journal of Public Health (Oxford, England)*.
- Sotgiu, G., & Dobler, C. C. (2020). Social stigma in the time of coronavirus disease 2019. *European Respiratory Journal*, 56, 2002461. doi: 10.1183/13993003.02461-2020
- Stolz, E., Mayerl, H., & Freidl, W. (2021). The impact of COVID-19 restriction measures on loneliness among older adults in Austria. *European journal of public health*, 31(1), pp. 44-49.
- The Lancet. (2020). Redefining vulnerability in the era of COVID-19. *The Lancet* (London, England), 395(10230), 1089. Retrieved from <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC7270489/>. Accessed on 15 March 2021.
- The United Nations Office for Disaster Risk Reduction. (no date). *Vulnerability*. Retrieved from <https://www.undrr.org/terminology/vulnerability>. Accessed on 15 March 2021.
- UNHCR. (2020). *Risk Communication and Community Engagement: Positive Practices from Europe during COVID*. Retrieved from <https://data2.unhcr.org/en/documents/details/76787>. Accessed on 15 March 2021.
- Unicef, IOM U Migration, John Hopkins Center for Communication Programs, UNHCR, WHO, IFRC & UNODC. (2020). *Practical Guidance for Risk Communication and Community Engagement (RCCE) for Refugees, Internally Displaced Persons (IDPs), Migrants, and Host Communities Particularly Vulnerable to COVID-19 Pandemic*. Retrieved from <https://www.unodc.org/documents/drug-prevention-and-treatment/Practical-Guidance-RCCE-Refugees-IDPs-Migrants.pdf>. Accessed on 15 March 2021.
- United Nations. (No date). *A Disability-Inclusive Response to COVID-19*. Retrieved from <https://www.un.org/en/coronavirus/disability-inclusion>. Accessed on 15 March 2021.
- United Nations. (2015). *Sendai Framework for Disaster Risk Reduction*. Retrieved from [https://www.preventionweb.net/files/43291\\_sendaiframeworkfordrren.pdf](https://www.preventionweb.net/files/43291_sendaiframeworkfordrren.pdf)
- United Nations Department of Economic and Social Affairs. (2019). *Expert Group Meeting on Older Persons in Emergency Crisis*. Retrieved from <https://www.un.org/development/desa/ageing/wp-content/uploads/sites/24/2019/10/EGM-Final-Report-1.pdf>. Accessed on 15 March 2021.
- United Nations Secretary-General. (2020). *Launch of Global Humanitarian Response Plan for COVID-19*. Retrieved from <https://www.un.org/sg/en/content/sg/press-encounter/2020-03-25/launch-of-global-humanitarian-response-plan-for-covid-19>. Accessed on 15 March 2021.
- WHO. (2021). *WHO Coronavirus (COVID-19) Dashboard*. Retrieved from <https://covid19.who.int> (Accessed 29 June 2021). Accessed on 15 March 2021.

#### Su ANSON

Dr., is a Senior Research Manager at Trilateral Research where she leads and contributes to projects and research related to disaster management. Her areas of expertise include public preparedness for disasters, inclusive risk communication, and qualitative research methods. Su has extensive experience of conducting qualitative cross-cultural research with government representatives, first responders, NGOs, and citizens to examine risk communication and preparedness practices and develop resources and training.

#### Peter WIELTSCHNIG

Peter Wieltchnig is a Research Analyst at Trilateral Research where he is responsible for conducting research on human security as well as vulnerability, marginalisation and participation in society. Peter's background relates to human rights and humanitarian law with a focus on economic, social and cultural rights in crisis and conflict.

#### Mistale TAYLOR

Dr., is a Senior Research Analyst at Trilateral Research where she conducts applied research into law, technology, ethics and society for ongoing projects related to developing new technologies. Mistale also works as Counsel for the global pro bono law firm Public International Law & Policy Group (PILPG) and teaches undergraduate students in her role as Adjunct Professor at Vesalius College in Brussels.

#### Niamh ASPELL

Dr., is a Senior Research Analyst at Trilateral Research where she conducts research that employs an intersectional approach to how vulnerabilities were defined and addressed in COVID-19 responses from government, public health and communication perspectives. Niamh has a background in health research, focusing specifically on health and social inequalities in vulnerable older adults and the design and implementation of health-based interventions.

## Research Corner

# Medien und kollektive Identität

Biographische Annäherungen an Mediennutzung und -bewertung von Ost- und West-BerlinerInnen in der Nachwendezeit

Elisa Pollack

Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Freie Universität Berlin

### Abstract

Seit den frühen 1990er-Jahren stellt die kommerzielle wie akademische Nutzungsforschung Unterschiede in Mediennutzung und -bewertung von Ost- und Westdeutschen fest. Entsprechende Befunde wurden oft mit einseitigem Fokus auf die Ostdeutschen und Verweis auf deren DDR-Sozialisation erklärt. Diese hätte eine mangelnde Informationskompetenz sowie das Entstehen einer speziellen „Ost-Identität“ befördert. Aus identitätstheoretischer Perspektive liegt es jedoch nahe, auch die Nachwendezeit als Ursprungsort bis heute etablierter Mediennutzungsmuster und -bewertungen zu begreifen. Der Beitrag setzt hier an und nimmt dabei erstmalig nicht nur den Osten in den Blick. Mittels biographischer Leitfadeninterviews von Ost- und West-BerlinerInnen wird untersucht, wie verschiedene Mediennutzungsmuster über die Existenz von sozialen bzw. kollektiven ost-/westdeutschen Identitäten erklärt werden können und ob in dieser Hinsicht nicht mehr Gemeinsamkeiten zwischen Ost und West vorhanden sind als weithin angenommen. Darauf aufbauend wird gefragt, welche Rolle den Medien für die Ausprägung, Aufrechterhaltung oder den Abbau von Ost-/West-Sonder-Identitäten zuzuschreiben ist. Der Beitrag beschränkt sich auf die Vorstellung der theoretischen und methodischen Konzeption der Studie sowie die Diskussion möglicher Kritikpunkte.

Keywords: Mediennutzung, Medienbewertung, kollektive Identität, biographische Interviews, Wiedervereinigung

Der Beitrag gibt Einblick in ein laufendes Dissertationsprojekt, das im Feld der historischen Rezeptionsforschung angesiedelt ist. Im Wesentlichen befasst er sich mit der theoretischen und methodischen Konzeption der Studie und diskutiert dabei mögliche Kritikpunkte und Problemlagen, die sich aus der Fragestellung und im Prozess der praktischen Durchführung ergeben haben. Die Dissertation entsteht im Rahmen eines vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten interdisziplinären

Forschungsverbunds. Seit Dezember 2018 erforschen dort KommunikationswissenschaftlerInnen, HistorikerInnen sowie GeschichtsdidaktikerInnen in verschiedenen Teilprojekten das „mediale Erbe der DDR“, auch mit dem Ziel gängige Narrative in Frage zu stellen.<sup>1</sup> In diesem Sinne untersucht das hier vorgestellte Teilprojekt am Beispiel Berlins, ob heutige Mediennutzungsmuster und Medienbewertungen von Ost- und Westdeutschen in gewissem Sinne als „DDR-Erbe“ verstanden werden können und

<sup>1</sup> Weiterführende Informationen zum Verbundprojekt der Ludwig-Maximilians-Universität München, der Freien Univer-

sität Berlin und des Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam unter: [www.medienerbe-ddr.de](http://www.medienerbe-ddr.de).

geht der Frage nach, inwiefern ost- und westdeutsche Identitäten und Medien zusammengedacht werden müssen.

### Ost-/West-Unterschiede in Mediennutzung und -bewertung

Seit den frühen 1990er-Jahren wurden wiederholt Unterschiede in Mediennutzung und -bewertung zwischen Ost- und Westdeutschen konstatiert. Den Ostdeutschen wurde dabei eine stärkere Unterhaltungsorientierung, eine ausgiebigere Nutzung von Fernsehen und Hörfunk, ein distanzierteres Verhältnis gegenüber überregionalen Presseangeboten sowie eine kritischere Bewertung privater, insbesondere aber öffentlich-rechtlicher Rundfunkprogramme bescheinigt (Breunig & Holtmannspötter 2019, 340f; Frey-Vor, Gerhard & Mende 2002, 54; Frey-Vor & Mohr 2015, 453; Mohr & Frey-Vor 2016, 392).

Allgemein schätzen Ostdeutsche die Qualität und Glaubwürdigkeit der Medieninformationen in Deutschland im Schnitt schlechter ein als Westdeutsche (WDR 2020). Als symptomatisch dafür kann man den, vor allem im Umfeld der sich im Herbst 2014 in Sachsen formierenden Pegida-Bewegung laut werdenden Vorwurf einer „Lügenpresse“ verstehen (Beiler & Kiesler 2018, 156). Diese „gespaltene Öffentlichkeit“ (Stolte & Rosenbauer 1995, 358) und die Differenzen in der Beurteilung von Medien zwischen Ost- und Westdeutschen wurden vor allem durch VertreterInnen einer kommerziellen Nutzungsforschung mitunter als Effekt einer DDR-(Medien-)Sozialisation begriffen. Diese hätte eine mangelnde Informationskompetenz der Ostdeutschen und eine Distanz zu politischen Inhalten bedingt (Darschin & Zubayr 2000, 256; Frey-Vor, Gerhard & Mohr 2002, 72; Stolte & Rosenbauer 1995, 360). Daneben wurde eine ungünstige Verteilung soziostruktureller Merkmale als Ursache für unterschiedlich gelagerte Nutzungsweisen in Betracht gezogen (Döbler 2012; Stiehler 2012). Ebenso rückten das Aufkommen sowie die inhaltliche Darstellung ostdeutscher Themen und Personen und damit in Verbindung stehende ostdeutsche Identitätsbedürfnisse als erklärende Faktoren in den Blick (Frey-Vor, Gerhard & Mohr 2002; Früh & Stiehler 2002; Kollmorgen & Hans 2011; Stiehler 2009). Die „besondere ‚Befindlichkeit‘ eines ostdeutschen Selbstverständnisses“ (Schneider 2004, 22), also die Existenz einer Ost-Identität,

würde hier mit speziellen Forderungen an Medieninhalte und die Darstellung von Ost/West-Themen einhergehen (Frey-Vor, Gerhard & Mohr 2002, 73).

Die postulierte Ost-Identität, deren Beschaffenheit es innerhalb dieser Studie neben anderem zu erforschen gilt, trägt sicherlich zur Erklärung bestimmter Mediennutzungsgewohnheiten bei. Völlig außen vorgelassen wurde bisher jedoch, inwiefern auch westdeutsche Identitätsbedürfnisse eine Rolle bei Mediennutzung und -bewertung spielen. Analysen, die lediglich den Osten in den Blick nehmen und dabei den Westen ausblenden, greifen zu kurz, übersehen mögliche Gemeinsamkeiten und leisten einer andauernden Exotisierung des Ostens Vorschub. In jüngerer Vergangenheit finden sich vermehrt Ansätze, die mit dieser einseitigen Herangehensweise brechen. Sie verfolgen eine machtkritische Perspektive und plädieren dafür, zwingend die Rolle des Westens zu reflektieren. Denn durch die Fokussierung auf den Osten als das besonders Erklärungsbedürftige findet eine Devianzkonstruktion statt, die – egal, ob sie mehr oder weniger bewusst erfolgt – letztlich der Legitimation der, hier westdeutschen, Dominanzgesellschaft dient (Foroutan & Hensel 2020, 53ff). Die oft als negativ

*„beschriebenen Eigentümlichkeiten der Ostdeutschen [bestätigen] das westdeutsche Identitätsbedürfnis von der kulturellen, ökonomischen und politischen Dominanz“.*  
(Großböling 2020, 177)

Es wird der Annahme gefolgt, dass die vorherrschenden Ost-Diskurse die Wir-Identitäten der zumeist westdeutschen Diskursproduzenten reflektieren und stützen (Ahbe 2009, 108). Wenn also von speziellen ostdeutschen Identitätsbedürfnissen im Rahmen der Mediennutzung die Rede ist, so ist auch die Vermutung berechtigt, dass ebenso westdeutsche Identitätsbedürfnisse beeinflussen, wie Medienangebote genutzt und bewertet werden. Ziel der Untersuchung ist es folglich mit der einseitigen Herangehensweise an Mediennutzung und -bewertung im deutsch-deutschen Kontext zu brechen, indem Ost und West gleichermaßen berücksichtigt werden. Bestehende Erklärungsansätze können so ergänzt und relativiert werden.

Die Untersuchung beschränkt sich dabei auf das Gebiet der einstigen Mauerstadt Berlin. Es

wurden folgende Forschungsfragen formuliert: (1) *Welche (identitätsbezogenen) Nutzungsmuster, Motive und Bewertungen haben sich im Kontext von Mauerfall und Transformationsprozess verändert, erhalten oder neu entwickelt?* und (2) *Was lässt sich aus der Mediennutzung vor und nach 1989 über die Rolle der Medien für das Verhältnis der BerlinerInnen zueinander und für die Ausbildung einer gesamtberliner/-deutschen Identität ableiten?* Die Rede von ost- und westdeutschen Identitäten mag manch einem als zu schematisch erscheinen. Durch die Gegenüberstellung von Ost- und West-Identität laufe man Gefahr, sich an der Perpetuierung überkommener Kategorien zu beteiligen, anstatt gesellschaftliche Spaltungen zu überwinden (Niethammer, 2000). Dem sei zunächst entgegnet, dass es nicht um die dichotome Gegenüberstellung *einer* ostdeutschen und *einer* westdeutschen Identität gehen soll. Die Heterogenität der Biographien und Erfahrungen, die für die Ausbildung von Identitäten relevant sind, lässt eine solche Vereinheitlichung in der Tat nicht zu. Die Beobachtung, dass eine spezielle Ost-Identität gemeinhin als gegeben angenommen wird, bildet lediglich den Ausgangspunkt der Studie. Man kann hier auch von einer „strategischen Essentialisierung“ (Spivak, 1988) sprechen, die in diesem Rahmen allerdings nicht als Mittel der politischen Zieldurchsetzung verstanden wird. Vielmehr handelt es sich im Rückgriff auf die Kategorien Ost und West, also der strategischen Essentialisierung, um ein theoretisches Hilfsmittel, das eine Analyse der deutschen Gesellschaft ermöglichen und erleichtern soll. Auch wenn die Anwendung solcher „essentialist categories of human identity“ (Morton 2003, 75) kritisch reflektiert werden muss, so können sie zum Verständnis von Gesellschaften beitragen. Ziel ist es schließlich überhaupt herauszufinden, ob und wenn ja, welche Rolle Ost und West in der Selbstdefinition und schließlich auch in der Mediennutzung von Individuen spielt(e), wobei unterschiedliche Nuancen herausgearbeitet werden sollen. Die Frage nach einer gesamtdeutschen oder gesamtberliner kollektiven Identität zielt schließlich auch nicht darauf die Komplexität von Identitäten zu verschleiern und kulturelle Homogenität als idealtypisch erscheinen zu lassen. Was, so die normative Kritik, mit der Durchsetzung kollektiver Identitätspostulate zwangsläufig einhergehe (Niethammer 2000, 467). Eine gesamtdeutsche oder gesamtberliner Identität wird eben gerade nicht im Sinne eines

alle kulturellen Unterschiede nivellierenden, identischen Selbstverständnisses aller BerlinerInnen verstanden. Vielmehr geht es bei der Frage nach einer gesamtberliner Identität darum in Erfahrung zu bringen, inwiefern die Bindung an die eine und die Abgrenzung und damit in der Regel einhergehend die Abwertung der anderen Gruppe noch heute von Relevanz für die eigene Selbstdefinition ist und wie die Rolle der Medien dabei zu beurteilen ist. Dabei soll auch nicht der Eindruck erweckt werden, dass ost- und westdeutsche Teilidentitäten zugunsten einer gesamtdeutschen Identität überwunden werden sollten. Ost- und West-Identitäten stehen zwar im Fokus, andere Identitätsmarker sollen deshalb aber nicht vernachlässigt werden. Die Herkunft aus Ost- oder West-Berlin muss nicht mehr oder weniger Bedeutung für das Selbstverständnis haben als Fragen der Profession, des Geschlechts oder des Alters. Die Untersuchung zielt zunächst auf das Erfassen aller relevanten Bezugspunkte für individuelle Identitäten.

### Warum das Berlin der 1990er?

Kritisch nachfragen ließe sich zudem, ob Berlin denn überhaupt geeignet ist, um Mediennutzung im Zusammenhang mit Ost- und West-Identitäten zu untersuchen und letztlich Aussagen zu treffen, die über Berlin hinaus Gültigkeit besitzen. Berlin war Frontstadt im Kalten Krieg und nahm im Kampf der Systeme ohne Zweifel eine Sonderstellung ein, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Selbstverständnis der BerlinerInnen bemerkbar gemacht haben dürfte. Ost-Berlin war Hauptstadt der DDR. Hier versammelte sich die politische Elite, hier boten sich bessere Einkaufsmöglichkeiten sowie ein attraktives Kulturangebot und hier konnte man auch als unangepasster Jugendlicher in der Masse verschwinden (Danyel 2019, 15ff). Auch West-Berlin wird in der Literatur ein Sonderstatus attestiert. West-Berlin sei eine „Insel der Demokratie im Roten Meer des Kommunismus“ (Eisenhuth & Sabrow 2014, 175) gewesen und habe als „Leuchtturm der Freiheit“ (Rott 2009, 416) und als „Schaufenster des Westens“ (Rott 2009, 89) fungiert. Warum Berlin dennoch geeignet ist, um Aussagen über gesamtdeutsche Verhältnisse zu treffen, lässt sich wie folgt begründen. Die Annahme, dass sich aus der besonderen Situation der beiden Stadthälften auch Sonderidentitäten entwickelt hätten, mag durchaus berechtigt sein. Diese Sonderidenti-



täten müssen jedoch nicht im Widerspruch zu einer Ost- beziehungsweise West-Identität stehen. Die Identität eines Menschen hat vielfältige Bezugspunkte und basiert auf verschiedensten selbstgewählten oder zugeschriebenen Zugehörigkeiten. Die Existenz eines gesonderten Berlin-Bewusstseins schließt das Vorhandensein einer Ost-/West-Identität nicht prinzipiell aus. Berlin erscheint auch deswegen als angemessener Untersuchungsgegenstand, da den Ost- und West-BerlinerInnen ein grundsätzlich engeres Verhältnis zueinander unterstellt werden kann, als es für die restlichen BürgerInnen Deutschlands der Fall ist. In Berlin bestanden vor dem Mauerbau familiäre und freundschaftliche Beziehungen, die teilweise auch über die Mauer hinweg aufrechterhalten wurden. Sind selbst hier und heute noch Spuren der Teilung im Selbstverständnis der Menschen zu finden, dann muss das für den Rest Deutschlands umso mehr gelten, wo persönliche Ost-/West-Verbindungen deutlich seltener bestanden.

Anhand von Berlin lässt sich schließlich auch untersuchen, inwiefern die viel diskutierte Ost-Identität denn tatsächlich eine solche Besonderheit darstellt oder, ob die Rede von einer West-Identität nicht ebenso Berechtigung hat. Geht man davon aus, dass Fragen nach kollektiven Zuschreibungen dann an Bedeutung gewinnen; sich Identitäten dann formieren, wenn sie im Rahmen sozialer Wandlungsprozesse bedroht erscheinen (Schulz 2018), so sollte sich eine entsprechende West-Identität ganz besonders in West-Berlin nachweisen lassen. Hier hatte die Wiedervereinigung im Vergleich zur restlichen Bundesrepublik viel unmittelbarere Auswirkungen. Es kam zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit und einem Wegfall der bundesrepublikanischen Subventionshilfen. Die Stadt musste plötzlich mit einem schmaleren Budget auskommen, was auch die Schließung von Kultureinrichtungen wie die des renommierten Schiller-Theaters bedeutete (Ribbe 2002, 181). Auch der Abzug der Alliierten, die schließlich nicht nur als Besatzungs-, sondern auch als Schutzmacht wahrgenommen wurden (Eisenhuth 2017), dürfte an einigen West-BerlinerInnen nicht spur-

los vorbeigegangen sein. Außerdem kam es nach der Maueröffnung zur direkten Begegnung von Ost- und West-BerlinerInnen. Da jede Selbstbeschreibung auf Alterität gründet (Hahn 2000, 15), löst die Konfrontation mit „dem Anderen“ immer auch einen Prozess der Reflexion des eigenen Selbstverständnisses aus. Insofern sollte sich eine identitätsbedingte Mediennutzung auf Ost- wie auch auf West-Seite zumindest theoretisch gerade in Berlin nachweisen lassen.

Berlin ist außerdem aufgrund der Verfasstheit seiner Medienlandschaft geeigneter Untersuchungsgegenstand. Sowohl vor als auch nach 1989 konnten die BerlinerInnen auf den Großteil der Medienangebote des jeweils anderen Stadtteils zugreifen.<sup>2</sup> Dennoch blieb Berlin auch nach der Wende ein „scharf nach Stadthälften getrennter“, publizistisch gespaltener Markt (Held & Simeon 1994, 285). Zeitungen, die nach der Wende von westdeutschen Verlagen in Ost-Berlin neugegründet wurden, scheiterten nach kurzer Zeit. Die „publizistische Spaltung“ war in Berlin besonders gut zu beobachten (Bösch & Classen 2015, 479f). Anhand der Verbreitung der regionalen Tagespresse lässt sich der ehemalige Mauerverlauf sogar noch heute nachvollziehen. So findet das vormalige SED-Organ, die *Berliner Zeitung*, noch immer größtenteils im Osten Verbreitung, währenddessen der *Tagesspiegel* – das traditionsreiche westberliner Blatt – auch heute noch überwiegend im Gebiet des alten West-Berlins gelesen wird (Berliner Verlag 2019; Tagesspiegel 2013). Die Gründe für die Präferenz unterschiedlicher Medienangebote sollten sich hier dementsprechend gut ermitteln lassen.

Mit Verweis auf das Berliner Medienangebot lässt sich auch der zeitliche Fokus auf die 90er-Jahre begründen. Nicht nur die in Folge der Wiedervereinigung gewandelten Lebensumstände und eine nötig gewordene Neudefinition der eigenen Person resultierten in veränderten Nutzungspraktiken. Es wird der Annahme gefolgt, dass Mediennutzung sich immer auch in Abhängigkeit des Mediensystems respektive der zur Verfügung stehenden Medienangebote vollzieht (Ball-

<sup>2</sup> Lediglich zu westlichen Printerzeugnissen hatten die Ost-BerlinerInnen zu DDR-Zeiten keinen offiziellen Zugang, da der Bezug von Zeitungen und Zeitschriften aus dem kapitalistischen Ausland verboten war. Die Erlaubnis zur Einfuhr westdeutscher Zeitungen und Zeitschriften in die DDR wurde am

26.01.1990 erteilt. Am 12.02.1990 gab die Berliner *taz* als erste westdeutsche Zeitung eine eigene DDR-Ausgabe heraus (Wilke, 2009, 256). Seit dem 20.02.1990 wurde auch der westberliner *Tagesspiegel* durch HändlerInnen in Ost-Berlin vertrieben (o.V., 2010).

Rokeach & DeFleur 1976). Hiernach ist davon auszugehen, dass sich in Folge der umfassenden Restrukturierung der Berliner Medienlandschaft im Nachgang von 1989 neue Mediennutzungsmuster herausgebildet und etabliert haben. Gerade zu Beginn der 1990er-Jahre wurden gewohnte Medienangebote eingestellt, andere nahmen finanzielle und redaktionelle Umstrukturierungen vor. Die Ost-BerlinerInnen mussten sich von beliebten Blättern wie der *Für Dich* oder dem NBI verabschieden. In West-Berlin kam es zur Einstellung des *Spandauer Volksblatts*, das nach Umwandlung in eine Wochenzeitung komplett vom Markt verschwand (Fischer 1993, 72f). Das Fernsehen der DDR wurde aufgelöst. An seine Stelle traten die Programme der neugegründeten Landesrundfunkanstalten ORB und MDR. Die Ost-BerlinerInnen erhielten kein eigenständiges Lokalprogramm, sondern wurden durch die Westberliner Anstalt SFB (Sender Freies Berlin) mitversorgt. Auch die Rundfunkprogramme des 1946 gegründeten RIAS (Rundfunk im Amerikanischen Sektor) bestanden nicht in ihrer bisherigen Form fort (Schneider 1999, 611ff). Diese Einschnitte im Medienangebot hatten zwangsläufig veränderte Nutzungspraktiken zur Folge.

### Mediennutzung als Identitätsarbeit

Im Sinne theoriegeleiteter Forschung (Löblich 2016), wurde zur Beantwortung der Forschungsfragen ein theoretischer Rahmen entwickelt. Durch die sozialtheoretische Anbindung soll das Vorwissen der Forscherin offengelegt, Deutungen nachvollziehbar gemacht und so für die Herstellung intersubjektiver Nachvollziehbarkeit gesorgt werden (Löblich 2008, 435). Für die Untersuchung wurden die identitäts- und strukturationstheoretischen Überlegungen des Soziologen Anthony Giddens mit Ansätzen der Kommunikationswissenschaft sowie der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung verknüpft. Die Zusammenhänge sollen hier nur knapp dargelegt werden.

Mit Giddens kann der Strukturwandel, der sich im Zuge der Herstellung der Deutschen Einheit vollzog, als potentieller Auslöser von Identitätskrisen betrachtet werden. Der Mauerfall ging mit einer Intensivierung all jener Prozesse einher, die laut Giddens charakteristisch für das Leben in (spät-)modernen Gesellschaften sind: Globalisierung, Individualisierung und Ent-

traditionalisierung (Giddens 1996). Nicht nur, aber insbesondere für die Ost-BerlinerInnen bedeutete die Deutsche Einheit einen Bedeutungsverlust der und eine Herauslösung aus gemeinschaftlichen Strukturen, die den Individuen zuvor Sicherheit gewährleisteten. Es lässt sich von einem bis dato unbekanntem Zwang zur Selbstbestimmung sprechen. Aber nicht nur diese Prozesse der „Entbettung“ (Giddens 1996, 33), auch der hohe Grad an Reflexivität, den moderne Gesellschaften aufweisen, stellt eine grundsätzliche Herausforderung für die Identität von Individuen dar. Reflexivität meint die reflexive Aneignung von Wissen, sodass

*„soziale Praktiken ständig im Hinblick auf einlaufende Informationen über ebendiese Praktiken überprüft und verbessert werden“.*  
(Giddens 1996, 54).

Das bedeutet, dass keine Erkenntnis und keine Handlung endgültigen Charakter haben kann. Unter diesen Umständen wird auch die Identität des Einzelnen zum „reflexive project“ (Giddens 1991, 32). Identität wird hier mit Giddens also nicht als eine Eigenschaft verstanden, die man besitzen kann, sondern vielmehr als die Fähigkeit von Subjekten eine bestimmte Lebenserzählung aufrechtzuerhalten (Giddens 1991, 54). Nach 1989 waren sowohl Ost- als auch West-BerlinerInnen mit veränderten Lebensumständen konfrontiert. Mitunter hatten sich die Referenzsysteme, auf denen die eigene Selbsterzählung basierte, drastisch gewandelt. Die Arbeit am eigenen Selbst dürfte in dieser Phase zusätzliche Relevanz gewonnen haben.

Dieser Logik folgend wird unterstellt, dass der Aspekt der Identitätsarbeit auch im Prozess der Mediennutzung in den Vordergrund rückte. Die Arbeit schließt sich damit dem handlungstheoretischen Modell des Uses-and-Gratifications-Approachs an und geht davon aus, dass die Nutzung von Medien zielorientiert sowie absichtsvoll erfolgt und der Bedürfnisbefriedigung dient (Rubin 2000, 139). Der innerhalb dieser Forschungstradition entwickelte Motivbegriff wurde für die Studie übernommen. Den obigen Darstellungen entsprechend, stand die Erhebung von mit der Mediennutzung verbundenen identitätsbezogenen Nutzungsmotiven und Medienbewertungen im Fokus.

Der Uses-and-Gratifications-Approach hat seit seiner Entwicklung zahlreiche Kritik erfahren

(Merten 1984, 66f; Weibull 1985, 124f). Die theoretischen Schwachstellen, wie eine fehlende gesellschaftstheoretische Anbindung und eine Vernachlässigung von Makro-Strukturen, lassen sich ausmerzen, bezieht man ergänzend den Ansatz Giddens' ein. Giddens konzeptualisiert das Erreichen von Seinsgewissheit als menschliches Grundbedürfnis und damit als basale Handlungsmotivation (Giddens 1992, 101). Dem aktiven Publikumsbegriff wird Giddens' Konzeption von Alltagshandeln als Routinehandeln gegenübergestellt, welches sich in Abhängigkeit von den Strukturen des Alltags (Regeln und Ressourcen) vollzieht. Mediennutzung kann hier mit Giddens und dem Uses-and-Gratifications-Ansatz also als ein – zumindest auf der Ebene eines „praktischen Bewusstseins“ (Giddens 1992, 36) – bewusstes, auf Bedürfnissen basierendes, funktionales Handeln beschrieben werden, das sich in Abhängigkeit gesellschaftlicher Strukturen vollzieht.

Dass Mediennutzung in Relation zur eigenen Identität stattfindet, haben verschiedene kommunikationswissenschaftliche Studien bereits nachweisen können. Die ForscherInnen bedienen sich dabei unterschiedlicher theoretischer Konzepte. So beispielsweise der Theorie des sozialen Vergleichens (Halliwell & Dittmar 2005; Peter 2016; Wilhelm-Fischer 2008; Zoch 2009), der Habitus-Kapital-Theorie von Bourdieu (Jewkes 2002; Meyen 2007; Meyen & Paff-Rüdiger 2009; Scherer, Schmid, Lenz & Fischer 2009) oder der aus der Sozialpsychologie stammenden Theorie der sozialen Identität (Harwood 1999; Jeffres, Atkin, Lee & Neuendorf 2011; Trepte & Krämer 2007). Ihnen gemeinsam ist die Feststellung, dass Identitätsarbeit über Mediennutzung vor allem über Prozesse der Distinktion und Identifikation stattfindet. Die Relevanz von Medien im Prozess der Identitätsarbeit lässt sich darüber hinaus abermals mit Giddens theoretisch begründen. Er thematisiert die Massenmedien explizit zwar nur randständig; man kann sie aber als eines der von ihm beschriebenen „Expertensysteme“ (Giddens 1996, 40ff) begreifen. Auf diese nehmen Individuen notwendigerweise Bezug, um sich in der unübersichtlich gewordenen und durch Entbettungsprozesse gekennzeichneten Welt orientieren zu können. In ihrer Funktion als Expertensystem vermitteln Medien Wissen über mögliche Lebenswege und -stile, sie machen Rollenangebote und sie bieten die Möglichkeit eigene biographische Erfahrungen zu reflektieren (Mikos, 2006, 3361). Medien stellen

somit das symbolische Material bereit, auf dessen Grundlage Akteure ihr eigenes Selbstbild entwerfen und eigene Handlungs- und Verhaltensweisen ausbilden (Krotz 2003, 28; Mikos 2009, 108; Schorb 2006, 158). In diesem Sinne beeinflussen Medieninhalte, welches Bild wir von uns selbst und anderen entwickeln; sie wirken also auf Selbst- und Fremdwahrnehmung. Das gilt, wie empirische Studien zeigen konnten, nicht nur auf Individual-, sondern auch auf Gruppenebene (Lünenborg, Fritsche & Bach 2011; Esser, Scheufele & Brosius 2002; Tan, Fujioka & Tan 2000). Medien spielen damit nicht nur eine Rolle für die (soziale) Identität Einzelner, sondern auch für kollektive Identitäten. Davon ausgehend fragt die Untersuchung letztlich, wie Medien im Zusammenhang mit Entwicklung, Aufrechterhaltung oder Abbau von Ost-/ West-Sonder-Identitäten stehen.

### **Konstruktion kollektiver Identitäten über Massenmedien**

Wie bereits angeklungen ist, wurde das Konzept der kollektiven Identität kontrovers diskutiert. Beklagt wurde nicht nur dessen inflationärer und unreflektierter Gebrauch, sondern auch die Instrumentalisierung für politisch-ideologische Zwecke. Bei kollektiver Identität handele es sich immer um eine Zuschreibung von außen, mit der zwangsläufig eine Essentialisierung bestimmter ethnischer oder kultureller Merkmale und eine Naturalisierung von Differenz einhergehe (Niethammer 2000, 43ff). Diese Äußerungen ändern jedoch nichts an dem Umstand, dass kollektive Identitäten existieren und, dass sie ihrer gesellschaftlichen Konstruiertheit zum Trotz, Wirkungsmacht entfalten (Ganzemüller 2020). Will man sie erforschen, so muss allerdings zwingend die Abgrenzung eines *normierenden* von einem *rekonstruktiven* Typ kollektiver Identität vorgenommen werden (Straub 1998). Ersterer unterstellt und suggeriert den angeblichen Angehörigen eines Kollektivs lediglich eine verbindliche geschichtliche Kontinuität und eine praktische Kohärenz. Hierunter können mediale Identitätskonstruktionen gefasst werden. Mit Assmann (1988) lässt sich diesbezüglich auch vom kulturellen Gedächtnis sprechen. Demgegenüber meint der rekonstruktive Typ kollektiver Identität das Bild, „das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren“ (Assmann 1992, 132). Kollektive Identitäten finden dann

*„im übereinstimmenden praktischen Verhalten sowie in qualitativen Selbst- und Weltbeschreibungen Ausdruck, in denen Menschen übereinkommen“.*

(Straub 1998, 103)

Analog kann hier in Anlehnung an Assmann vom kommunikativen Gedächtnis gesprochen werden (Assmann 1988). Die Erforschung kollektiver Identitäten ist demzufolge nur dann sinnvoll, wenn sie an den Individuen ansetzt, die eben jene Kollektive konstituieren. Im Sinne einer „rekonstruierenden Nachschrift“ (Straub 1998, 99) werden im Rahmen dieser Untersuchung die Individualbiographien der Ost- und WestberlinerInnen nebeneinandergelegt, um aus entsprechenden Übereinstimmungen im Selbst- und Weltverständnis Aussagen über vorhandene kollektive Identitäten treffen zu können und sie in Relation zu ihrem Medienhandeln zu setzen.

Gerade für kollektive Identitäten im wiedervereinigten Deutschland waren und sind Medien von zentraler Bedeutung. Denn kollektive Identitäten werden immer auch über die Reflexion der eigenen Vergangenheit, in Auseinandersetzung mit einem früheren „Wir“ ausgehandelt (Ganzenmüller 2020; Reije 2000, 22). Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis – und damit auch Medieninhalte – sind dementsprechend die Grundlage, auf der Gruppen ihr Selbstbild konstruieren. Beide Gedächtnisse weisen laut Assmann Bindungen an Gruppen und Gruppenidentitäten auf (Assmann 1988, 11). Speziell aber das kulturelle Gedächtnis muss aufgrund seiner Institutionalisierung als interessegeleitete und selektive Rekonstruktion betrachtet werden, die vielmehr auf gegenwärtigen Bedürfnissen hegemonialer Gruppen anstatt auf realen historischen Begebenheiten basiert (Erl 2017, 14; Halbwachs 1991, 55). Laut Assmann (1988) geht das kulturelle Gedächtnis aus dem kommunikativen hervor. Für den Fall des DDR-Gedächtnisses kann das hingegen nicht gelten. Die frühzeitige Historisierung der DDR hatte zur Folge, dass kulturelles und kommunikatives Gedächtnis nebeneinander existieren. Zwischen beiden klafft eine Lücke (Brauer 2016, 86). Anders als von Assmann angenommen scheint das kulturelle Gedächtnis in diesem Fall vielmehr das kommunikative beeinflusst zu haben als andersherum (Meyen 2013, 231).

Aus diesen theoretischen Zusammenhängen wurde ein Kategoriensystem abgeleitet, das die Entwicklung des Untersuchungsinstrumentes

angeleitet hat und darüber hinaus den Auswertungsprozess sowie die Ergebnisdarstellung strukturiert. Das entwickelte Kategoriensystem besteht aus vier Haupt- und weiteren Unterkategorien. Die Kategorien enthalten dabei alle relevanten Aspekte, die laut Theorie und bisherigem Forschungsstand zur Beantwortung der Fragestellung untersucht werden müssen. Dementsprechend umfassen die Analysedimensionen die strukturellen Handlungsbedingungen der Individuen jeweils auf Mikro- und Makroebene – hierunter fallen biographische Erfahrungen ebenso wie gesamtgesellschaftliche politische oder wirtschaftliche Entwicklungen und massenmediale Diskurse – die Identität der AkteurInnen und schließlich die jeweiligen Mediennutzungsgewohnheiten, zu denen auch frühere Medienerfahrungen, vorhandene Medienimages und -bewertungen zählen.

Die überindividuellen Handlungsbedingungen, all das was Giddens unter Strukturprinzipien fasst, werden mittels Analyse von Sekundärliteratur erhoben. Die restlichen Kategorien setzen am Individuum an und müssen über Selbstauskünfte erfasst werden. Die Wahl der Methode fiel dementsprechend auf das biographische Leitfadeninterview. Auch der Umstand, dass alternative Quellen, die zur Beantwortung der Fragestellung beitragen könnten, schlicht nicht vorhanden sind, macht die Befragung von Zeitzeugen unumgänglich. Dass diese Methode ihre eigenen Herausforderungen mit sich bringt, wird folgend gezeigt. Zeitgenössische Erhebungen zu Mediennutzung und -bewertung werden innerhalb des Auswertungsprozesses zwar zusätzlich berücksichtigt, da sie jedoch keinerlei Rückschlüsse auf die Identität der Befragten zulassen, können sie hier nur zusätzliche Hinweise liefern.

## Methodische Herausforderungen

Um das Medienhandeln der BerlinerInnen nachvollziehen zu können, ist es nötig deren situativen und sozialen Kontext möglichst umfangreich zu erfassen. Die Studie schließt sich hier den VertreterInnen einer medienbiographischen Perspektive (Hickethier 1982; Sander & Lange 2017) an und geht davon aus, dass die Art und Weise, wie Medien genutzt und bewertet werden, nicht ohne Blick auf die Lebensgeschichte sowie die alltäglichen Lebensumstände von Individuen verstanden werden kann. Medienbiographische Studien (Hackl 2001; Mikos 1994) haben gezeigt, dass Mediennutzung oft erst in

Verbindung mit individuellen Lebensgeschichten und früheren Medienerfahrungen verständlich wird. Diese Perspektive und die Komplexität des Untersuchungsgegenstands – die Identität der BerlinerInnen – machen eine qualitative Herangehensweise, hier in Form biographischer Interviews, unverzichtbar.

Der Interviewleitfaden wurde entsprechend des Erkenntnisinteresses aus den theoretischen Vorannahmen und dem daraus abgeleiteten Kategoriensystem entwickelt und besteht aus fünf Themenblöcken. Diese Blöcke enthalten verschiedene, möglichst offene Fragen. Eine besondere Herausforderung stellte die Formulierung von Motivfragen dar. Hier galt es zu vermeiden die Forschungsfrage eins zu eins an die Befragten weiterzureichen und schlicht nach dem *Warum* der Mediennutzung zu fragen. Allein weil die meisten Menschen zuvor selten über die Beweggründe ihrer Mediennutzung nachdenken und folglich nur begrenzt in der Lage sind zufriedenstellend zu antworten (Meyen 2003, 23) mussten alternative Fragestellungen erarbeitet werden. So wurde beispielsweise nach dem jeweiligen Rezeptionskontext gefragt oder nach Medienangeboten, deren Nutzung kategorisch abgelehnt wird. Orientiert man sich an den von Giddens postulierten Bewusstseinsformen<sup>3</sup>, so sind Menschen allerdings grundsätzlich in der Lage über die Gründe ihres Handelns Auskunft zu geben, auch wenn dieses auf der Ebene eines praktischen Bewusstseins angesiedelt ist. Die Grenze zwischen praktischem und diskursivem Bewusstsein ist nicht statisch (Giddens 1992, 56f). Was bedeutet, dass kompetente AkteurInnen in der Lage sind „für ihr Handeln in aller Regel eine Erklärung abzugeben, wenn sie danach gefragt werden“ (Giddens 1992, 56). Giddens spricht hierbei von einer „Rationalisierung des Handelns“ (Giddens 1992, 55). Er liefert damit ein theoretisches Argument, das es erlaubt den Menschen nach mit der Mediennutzung verbundenen Gründen beziehungsweise Motiven zu befragen, auch wenn man davon ausgeht, dass Medienhandeln zu großen Teilen von Routinen bestimmt und habitualisiert ist. Der Leitfaden folgt in seinem Aufbau einer chronologischen Logik, wobei die Reihenfolge je nach Gesprächssituation variiert werden kann.

Zu Beginn sollen die TeilnehmerInnen relativ offen ihren bisherigen Lebensweg und Aspekte ihrer Kindheit und Jugend schildern, bevor konkreter die Lebensumstände in den 1990er-Jahren sowie die damalige Mediennutzung erfragt werden. Zuletzt stehen heutige Gruppenzugehörigkeiten und Medienpraktiken im Fokus.

Das biographische Leitfadeninterview erweist sich hier vor allem aufgrund seiner hohen Nähe zum Subjekt als adäquates Verfahren. Diese methodische Herangehensweise erlaubt es, tiefer liegende subjektive Sinn- und Bedeutungsstrukturen zu erschließen (Keuneke 2017, 306) und so Rückschlüsse auf die Selbstwahrnehmung des Individuums zu ziehen. Mit ihr lässt sich die Entwicklung von Identitäten im Zeitverlauf untersuchen. Wie jede Methode birgt aber auch diese einige Risiken, die im Prozess der Leitfadenkonstruktion und Interviewführung beachtet werden müssen.

So ist jedes biographische Gespräch mit Problemen der Retrospektivität und der Konstruiertheit von Erinnerungen konfrontiert. Verändert sich meine Lebenssituation oder mein Selbstverständnis, wird sich auch meine Auffassung der Vergangenheit ändern (Fuchs-Heinritz 2000, 53). Gegenwart und Vergangenheit sind nicht voneinander abzugrenzen, insofern Geschichte stets aus dem Heute erzählt wird. Beschränkt sich der Untersuchungszeitraum zwar größtenteils auf die 1990er-Jahre, so muss demungeachtet erfragt werden, wie die InterviewteilnehmerInnen ihre derzeitige Lebenssituation beurteilen (Fuchs-Heinritz 2000, 159). Der Mensch wird außerdem versuchen seiner eigenen Lebensgeschichte im Nachhinein eine innere Kohärenz zu verleihen. Denn Erinnerung ist die Rekapitulierung vergangener Erfahrungen in der Art und Weise, dass eine Kontinuität und Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns ersichtlich wird (Giddens 1992, 99). Biographische Brüche und unerwartete Ereignisse werden in der Regel also weniger drastisch dargestellt werden, als sie einem damals womöglich erschienen sind. Eine Westberliner Angestellte im Kosmetikbereich beispielsweise schildert ihren beruflichen Werdegang und erwähnt, dass sie nach ihrem 10-jährigen Ethnologie-Studium bereits eine Stelle in einem Museum ihrer Wahl in Aussicht hatte, die sie gern

<sup>3</sup> Giddens konzeptualisiert drei Stufen von Bewusstsein, deren Verwendung er anstelle der Freud'schen Unterscheidung

von Ich, Über-Ich und Es vorschlägt: Unbewusste Wahrnehmungen, ein praktisches sowie ein diskursives Bewusstsein.

angetreten hätte. Sie gibt an, dass die Position aufgrund der besser ausgebildeten Ost-Konkurrenz letztlich nicht mit ihr besetzt wurde. Sie relativiert im Folgenden die Tragweite dieser für sie negativen Erfahrung, indem sie die Vorteile betont, die sich aus ihrer stattdessen ausgeübten Tätigkeit ergeben haben.<sup>4</sup> Es ist davon auszugehen, dass dieser unvorhergesehene Einschnitt im geplanten Lebensverlauf damals durchaus von höherer Bedeutung für das Selbstverständnis war als im Nachhinein dargestellt. Lebensereignisse dieser Art können und müssen im Prozess der Auswertung entsprechend gewichtet werden.

Diese methodischen Herausforderungen sind allerdings kein Anlass auf den Einsatz retrospektiver Interviews zu verzichten. Denn obwohl Lebensgeschichte selektiv und in Abhängigkeit der jeweiligen Gesprächssituation erzählt wird, so ist sie nicht als völlig entkoppelt von tatsächlich durchlebten Ereignissen und Wahrnehmungen zu betrachten (Dhoest 2015, 69; Mihelj 2014, 467). Zudem kann davon ausgegangen werden, dass Menschen im Verlauf ihres Lebens über ein „relativ einheitliches System von Deutungsmustern, eine relativ unveränderliche Handlungsstruktur“ (Fuchs-Heinritz 2000, 156) verfügen. Wie bisherige Interviews gezeigt haben, sind die Befragten außerdem durchaus in der Lage ihre Position zu reflektieren und zwischen damaligen und gegenwärtigen Situationsdeutungen und -bewertungen zu differenzieren. Das illustrieren die Aussagen eines 1961 geborenen Dresdener, der nach der Wende für einen neugegründeten Radiosender tätig war:

*„Aber die DDR war so ein Frust-Ding für mich. Im Nachhinein jetzt, sag ich das anders. Aber damals, weiß ich, bin ich ziemlich frustriert gewesen.“*

Der Befragte kann hier ohne Schwierigkeiten seine damalige Wahrnehmung artikulieren, obwohl er heute eine alternative Sichtweise vertritt.<sup>5</sup>

Neben der Färbung aus dem Heute stellt außerdem die begrenzte Merkfähigkeit der Studienteilnehmer eine Hürde dar. Menschen verfügen

nicht über die Fähigkeit detailgetreu wiederzugeben, welche Medien sie vor 20 oder 30 Jahren genutzt haben und was sie daran mochten. Individuelle Medienrepertoires in ihrer Gänze zu erfassen, entspricht allerdings auch nicht dem Erkenntnisinteresse der Studie. Im Fokus stehen identitätsrelevante Medienangebote. Es wird angenommen, dass die Angebote, die noch heute erinnert werden, schon damals von zentraler Bedeutung für die MediennutzerInnen waren, insbesondere auch im Kontext ihrer Identitätsarbeit. Andere Medieninhalte hingegen eine geringere Rolle gespielt haben und im Zweifel vernachlässigt werden können. Eine Medienliste, die populäre zeitgenössische Fernsehsendungen unterschiedlicher Rubriken sowie damals verfügbare Zeitungen/Zeitschriften und Radiostationen enthält, soll dennoch dabei helfen vergessene Medienangebote wieder ins Gedächtnis zu rufen. Ein Ostberliner, der damals unter anderem als Musiker tätig war, merkt an, dass er abends selten zu Hause war, deswegen „wirklich nicht viel ferngesehen“ habe und sich „wirklich nicht an irgendeine Sendung erinnern“ könne, zu der er bewusst eingeschaltet habe. Nach einem Blick auf die Medienliste weiß er jedoch einiges über damalige Fernsehsendungen zu berichten, sodass er schließlich resümiert: „Wenn man das so liest, sind doch ein paar Sachen dabei“.<sup>6</sup>

Aus der geringen Distanz zwischen ForscherIn und Forschungssubjekt ergibt sich eine zusätzliche Herausforderung für die Befragung. Problematisch ist hier die „moral hierarchy“ (Bourdon 2011, 64) einzelner Genres und Gattungen, beziehungsweise die daraus resultierenden Effekte sozialer Erwünschtheit. Medien sind mit unterschiedlichen Prestigewerten besetzt (Meyen 2003, 23). Dementsprechend hat sich in den Interviews gezeigt, dass einzelne Befragte dazu neigen ihre Zeitungslektüre gegenüber den Interviewenden zu betonen, den Stellenwert des Fernsehens hingegen herunterzuspielen. Eine 1937 in Dahlem geborene Westberlinerin beispielsweise behauptete „nie Fernsehen geguckt“ zu haben. Stattdessen habe sie sich der Zeitungslektüre gewidmet. Die behauptete Fernsehastinenz bewahrheitete sich nicht, wie sich nach

<sup>4</sup> Interview Nr. 43, Jg. 1956, Ethnologie-Studentin und Angestellte eines Kosmetikartikelherstellers

<sup>5</sup> Interview Nr. 51, Jg. 1961, Musikredakteur beim Radio

<sup>6</sup> Interview Nr. 48, Jg. 1964, verschiedene Jobs, heute Sozialarbeiter

einigen konkreteren Nachfragen im späteren Verlauf des Interviews zeigte. InterviewerInnen-effekte dieser Art lassen sich, wenn überhaupt, nur durch das Schaffen einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre durch die Interviewer vermeiden und müssen dementsprechend bei der Auswertung berücksichtigt werden. Dass der interessierende Zeitraum bereits 20 bis 30 Jahre zurückliegt, gibt den Interviewten hier allerdings die Gelegenheit in Distanz zu ihrem früheren Ich zu treten, sodass auch die Nutzung weniger prestigeträchtiger Medien, wenn nicht von allein, so zumindest auf Nachfrage, durchaus thematisiert wird. Ein ostberliner Werkzeugmacher gab beispielsweise an, dass es für ihn heutzutage nicht in Frage kommen würde „RTL oder so was“ einzuschalten. Er räumte aber ohne Umschweife ein, die privaten Kanäle in den 1990ern „natürlich“ gesehen zu haben.<sup>7</sup>

Obwohl die persönliche Befragung zu den reaktiven Verfahren zählt und dementsprechend mit spezifischen Schwierigkeiten verbunden ist, überzeugt sie aufgrund ihrer Offenheit, Flexibilität und Nähe zum Subjekt. Nur so können individuelle Relevanzstrukturen erschlossen werden, die hier im Fokus stehen. Methodische Hilfsmittel, wie beispielsweise der Einsatz einer Medienliste helfen die Problematiken biographischer Interviews ebenso zu minimieren wie eine behutsame Gesprächsführung zu realisieren.

## Rekrutierung und Interviewsituation

Ebenso wie die Wahl der Methode, fand auch die Auswahl der InterviewteilnehmerInnen auf der Grundlage theoretischer Vorannahmen statt. Die Befragten sollten demnach über eigene Erinnerungen an das Leben in Ost- und West-Berlin vor dem Mauerfall verfügen, das jeweilige Mediensystem und seine -angebote kennen und außerdem die (Nach-)Wendezeit bewusst miterlebt haben. Um diese Voraussetzungen zu erfüllen, wurde festgelegt, dass die StudienteilnehmerInnen vor 1975 geboren sein mussten und, sofern sie zugezogen waren, spätestens seit 1980 in Ost- oder West-Berlin wohnhaft gewesen sein sollten. Innerhalb dieser Gruppe sollten möglichst heterogene Stimmen zu Wort kommen, wobei keine Repräsentativität angestrebt wurde. Die Auswahl der Befragten fand zunächst in Ab-

hängigkeit der Kriterien Jahrgang, Geschlecht, Bildungsgrad und Herkunft statt. Im Sinne einer theoretischen Sättigung (Meyen, Löblich, Pfaff-Rüdiger & Riesmeyer 2019, 64; Fuchs-Heinritz 2000, 240ff) standen in einem zweiten Schritt darüber hinaus Fälle im Fokus, die erwarten ließen, dass sie in ihrer Mediennutzung respektive Identität von den anderen Befragten abweichen und neue Erkenntnisse versprechen. Gesucht wurde dementsprechend nach besonderen Fällen, etwa nach Menschen mit Brüchen in der Berufsbiographie, nach Alleinerziehenden, nach KommunalpolitikerInnen sowie nach Personen, die selbst in der Medienbranche tätig waren.

Die Rekrutierung fand über Dritte statt. Diese Art des Zugangs sorgte einerseits für eine gewisse Verbindlichkeit, sodass Interviews nicht kurz vorher abgesagt wurden und stellte andererseits sicher, dass sich Befragte und Interviewende nicht persönlich kennen. Die Face-to-Face-Interviews fanden nach Möglichkeit in der häuslichen Umgebung der Befragten statt, da davon auszugehen ist, dass die TeilnehmerInnen sich in ihrer gewohnten Umgebung am wohlsten fühlen, die Gesprächsbereitschaft dort folglich am höchsten ist. Zudem lassen sich aus der Wohnsituation immer auch zusätzliche Informationen über die befragte Person gewinnen. Hängen an der Wand Fotos der Familie, liegen verschiedene Zeitschriften auf dem Tisch oder steht im Wohnzimmer die neueste Heimkinoanlage? All das lässt weitere Rückschlüsse auf persönliche Lebensumstände und den Stellenwert von Medien zu.

Bisher wurden rund 50 Interviews mit zugezogenen und gebürtigen Ost- und West-BerlinerInnen geführt, die im Zeitraum zwischen 1933 und 1972 geboren wurden. Die durchschnittliche Gesprächsdauer umfasste dabei circa 1,5 bis zwei Stunden. Längere Interviews mit einer Dauer von bis zu 4,5 Stunden bildeten die Ausnahme. Um die Konzentrationsfähigkeit und Gesprächsbereitschaft nicht zu gefährden, wurden die Befragungen in solchen Fällen nach etwa 2 Stunden unterbrochen und ein zweiter Termin vereinbart.

Anschließend erfolgt die Transkription der Interviews, die bereits als erster Auswertungsschritt betrachtet werden kann. Durch eine mehrmalige Lektüre werden die entwickelten Kategorien ge-

<sup>7</sup> Interview Nr. 2, Jg. 1960, Werkzeugmacher

füllt. Das heißt, es werden anhand von Informationen über Biographie, soziale Kontexte und Mediennutzung Rückschlüsse auf Identität und Motive gezogen. So entstehen Einzelfallbeschreibungen. An diesem Punkt ist die intersubjektive Nachvollziehbarkeit potentiell gefährdet, da das Gesagte grundsätzlich unterschiedlich gelesen werden kann (Meyen, Löblich, Pfaff-Rüdiger & Riesmeyer 2019, 175). Um dieses Problem zu umgehen, werden die Fälle einerseits im Team besprochen. Zum anderen findet die Auswertung stets in Rückbezug zu den theoretischen Vorannahmen statt. Am Ende des Auswertungsprozesses steht die Entwicklung einer Typologie der Berliner MediennutzerInnen. Der Auswertungsprozess ist noch nicht abgeschlossen. Es lässt sich aber festhalten, dass – entsprechend der theoretischen Vorannahmen in Abhängigkeit individueller Biographien und Medienerfahrungen – Fragen der eigenen wie auch der

Gruppen-Identität von Relevanz für Mediennutzung und -bewertung sind.

Im Beitrag sollten Zielstellung sowie theoretische und methodische Konzeption des Projekts dargelegt und dabei verschiedene Problemfelder transparent gemacht werden. Dabei sollte deutlich geworden sein, dass die vorgestellte Untersuchung vor allem in zwei Punkten über bisherige Forschung hinausgeht. Zum einen wird durch die vergleichende Herangehensweise ein differenzierteres Verständnis ostdeutscher Mediennutzung und -bewertungen ermöglicht. Zum anderen wird nicht lediglich aufgrund von Medieninhalten auf mögliche Wirkungen hinsichtlich kollektiver Identitäten geschlussfolgert. Es wird direkt an den Wahrnehmungen der einzelnen MediennutzerInnen angesetzt. Nur so kann die Rolle der Massenmedien im Prozess deutscher Identitätsformationen spezifiziert werden.

## Bibliographie

- Ahbe, T. (2009). Die Ost-Diskurse als Strukturen der Nobilitierung und Marginalisierung von Wissen. Eine Diskursanalyse zur Konstruktion der Ostdeutschen in den westdeutschen Medien-Diskursen 1989/90 und 1995. In: Ahbe, T., Gries, R. & Schmale, W. (Hg.), *Die Ostdeutschen in den Medien. Das Bild von den Anderen nach 1990*. Leipzig, S. 59-112.
- Assmann, J. (1988). Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, J. & Hölscher, T. (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt am Main, S. 9-19.
- Assmann, J. (1992). *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- Ball-Rokeach, S. & DeFleur, M. L. (1976). A Dependency Model of Mass-Media Effects. *Communication Research*, 3(1), S. 3-21.
- Beiler, M. & Kiesler, J. (2018). "Lügenpresse! Lying press!" Is the Press Lying? A Content Analysis Study of the Bias of Journalistic Coverage about 'Pegida', the Movement Behind this Accusation. In: Otto, K. & Köhler, A. (Hg.), *Trust in Media and Journalism*. Wiesbaden, S. 155-179.
- Berliner Verlag (2019). *Mediadaten Tageszeitungen. Berlin*. Abgerufen von [https://www.die-zeitungen.de/fileadmin/files/documents/Tarife\\_PDF\\_2019/Berliner\\_Zeitung\\_12\\_2019.pdf](https://www.die-zeitungen.de/fileadmin/files/documents/Tarife_PDF_2019/Berliner_Zeitung_12_2019.pdf), Zugriff am 02.12.2020.
- Bösch, F. & Classen, C. (2015). Bridge over troubled Water? Deutsch-deutsche Massenmedien. In: Bösch, F. (Hg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970-2000*. Göttingen, S. 449-488.
- Bourdon, J. (2011). Media Remembering: the Contributions of Life-Story Methodology to Memory/Media Research. In: Neiger, M., Meyers, O. & Zandberg, E. (Hg.), *On Media Memory. Collective Memory in a New Media Age*. Basingstoke, S. 62-73.
- Brauer, J. (2016). (K) Eine Frage der Gefühle? Die Erinnerungen an die DDR aus emotionshistorischer Perspektive. In: Führer, C. (Hg.), *Die andere deutsche Erinnerung*. Göttingen, S. 77-96.
- Breunig, C. & Holtmannspötter, E. (2019). ARD/ZDF-Massenkommunikation Trends 2019: Fernseh- und Radioprogramme im Systemvergleich. Repräsentativbefragung zur Bewertung öffentlich-rechtlicher und privater Angebote. *Media Perspektiven*, 7/8, S. 334-349.
- Danyel, J. (2019). Ost-Berlin erkunden. In: Danyel, J. (Hg.), *Ost-Berlin. 30 Erkundungen*. Berlin: Seitenzahl .



- Darschin, W. & Zubayr, C. (2000). Warum sehen die Ostdeutschen anders fern als die Westdeutschen? Demoskopische Erklärungsversuche aus den Ergebnissen des ARD/ZDF-Trends und der GfK Fernsehforschung. *Media Perspektiven*, 6, S. 249-257.
- Dhoest, A. (2015). Audience retrospection as a source of historiography: Oral history interviews on early television experiences. *European Journal of Communication*, 30(1), S. 64-78.
- Döbler, T. (2012). Strukturelle Ungleichheit zwischen West- und Ostdeutschland – Eine Erklärung für Mediennutzungsunterschiede? In: Christian, S. (Hg.), *Ungleichheit*. Wiesbaden, S. 73-100.
- Eisenhuth, S. (2017). Leben mit der „Schutzmacht“. Die amerikanische Militärpräsenz in West-Berlin. *Deutschland Archiv*, Abgerufen von [www.bpb.de/260613](http://www.bpb.de/260613), Zugriff am 22.01.2021.
- Eisenhuth, S. & Sabrow, M. (2014). „West-Berlin“: Eine historiographische Herausforderung. *Studies in Contemporary History*, 11(2), 165-187.
- Erll, A. (2017). Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen: Eine Einführung. Stuttgart.
- Esser, F., Scheufele, B. & Brosius H.-B. (2002). *Fremdenfeindlichkeit als Medienthema und Medienwirkung*. *Deutschland im internationalen Scheinwerferlicht*. Wiesbaden.
- Fischer, G. (1993). Marktwirtschaft: Das Beispiel DDR-Presse. Über die ökonomische, politische, inhaltliche und kulturelle Inbesitznahme der Presse im DDR-Territorium. *Utopie kreativ*, 29/30, S. 66-78.
- Foroutan, N. & Hensel, J. (2020). *Die Gesellschaft der Anderen*. Berlin.
- Frey-Vor, G. & Mohr, I. (2015). 25 Jahre Deutsche Einheit – Fernsehnutzung in Ost und West. *Media Perspektiven*, 10, S. 453-469.
- Frey-Vor, G., Gerhard, H. & Mende, A. (2002). Daten der Mediennutzung in Ost- und Westdeutschland. Ergebnisse von 1992 bis 2001 im Vergleich. *Media Perspektiven*, 2, S. 54-69.
- Frey-Vor, G., Gerhard, H. & Mohr, I. (2002). Mehr Unterschiede als Annäherung? Informationsnutzung von Ost- und Westdeutschen: Erwartungen und Einstellungen. *Media Perspektiven*, 2, S. 70-76.
- Früh, W. & Stiehler, H.-J. (2002). *Fernsehen in Ostdeutschland. Eine Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Programmangebot und Rezeption*. Berlin.
- Fuchs-Heinritz, W. (2000). *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden.
- Genzenmüller, J. (2020). Ostdeutsche Identitäten: Selbst- und Fremdbilder zwischen Transformationserfahrung und DDR-Vergangenheit. *Deutschland Archiv*, Abgerufen von [www.bpb.de/308016](http://www.bpb.de/308016), Zugriff am 14.12.2020.
- Giddens, A. (1991). *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge.
- Giddens, A. (1992). *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt am Main, New York.
- Giddens, A. (1996). *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main.
- Großbölting, T. (2020). *Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1989/90*. Bonn.
- Hackl, C. (2001). *Fernsehen im Lebenslauf – Eine medienbiographische Studie*. Konstanz.
- Hahn, A. (2000). *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*. Frankfurt am Main.
- Halbwachs, M. (1991). *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt am Main.
- Halliwell, E. & Dittmar, H. (2005). The role of self-improvement and self-evaluation motives in social comparisons with idealised female bodies in the media. *Body Image*, 2, S. 249-261.
- Harwood, J. (1999). Age identification, social identity gratifications, and television viewing. *Journal of Broadcasting and Electronic Media*, 43 (1), S. 123-136.
- Held, B. & Simeon, T. (1994). *Die zweite Stunde Null: Berliner Tageszeitungen nach der Wende (1989-1994)*. Berlin.
- Hickethier, K. (1982). Medienbiographien – Bausteine für eine Rezeptionsgeschichte. *Medien und Erziehung*, 26, S. 106-215.
- Jeffres, L. W., Atkin, D. J., Lee, J.-W. & Neuendorf, K. (2011). Media Influences on Public Perceptions of Ethnic Groups, Generations, and Individuals. *The Howard Journal of Communications*, 22, S. 101-121.
- Jewkes, Y. (2002). The Use of Media in Constructing Identities in the Masculine Environment of Men's Prisons. *European Journal of Communication*, 17, S. 205-225.
- Keuneke, S. (2017). Qualitatives Interview. In: Mikos, L. & Wegener, C. (Hg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz, S. 302-312.

- Kollmorgen, R. & Hans, T. (2011). Der verlorene Osten. Mass mediale Diskurse über Ostdeutschland und die deutsche Einheit. In: Kollmorgen, R., Koch, F. T. & Dienel, H.-L. (Hg.), *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*. Wiesbaden, S. 107-165.
- Krotz, F. (2003). Medien als Ressource der Konstitution von Identität. Eine konzeptionelle Klärung auf der Basis des Symbolischen Interaktionismus. In: Hepp, A., Thomas, T. & Winter, C. (Hg.), *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*. Köln, S. 27-48.
- Löblich, M. (2008). Ein Weg zur Kommunikationsgeschichte. Kategoriengeleitetes Vorgehen am Beispiel Fachgeschichte. In: Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, B. (Hg.), *Kommunikationsgeschichte: Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin, S. 433-454.
- Löblich, M. (2016). Theoriegeleitete Forschung in der Kommunikationswissenschaft. In: Auerbeck-Lietz, S. & Meyen, M. (Hg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, S. 67-79.
- Lünenborg, M., Fritsche, K. & Bach, A. (2011). *Migrantinnen in den Medien Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption*. Bielefeld.
- Merten, K. (1984). Vom Nutzen des „Uses-and-Gratifications-Approach“. Anmerkungen zu Palmgreen. *Rundfunk und Fernsehen*, 32 (1), S. 66-72.
- Meyen, M. (2003). *Denver Clan und Neues Deutschland: Mediennutzung in der DDR*. Berlin.
- Meyen, M. (2007). Medienwissen und Medienmenüs als kulturelles Kapital und als Distinktionsmerkmale. Eine Typologie der Mediennutzer in Deutschland. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55(3), S. 333-354.
- Meyen, M. (2013). „Wir haben freier gelebt“: Die DDR im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. Bielefeld.
- Meyen, M., & Pfaff-Rüdiger, S. (Hg.) (2009). *Internet im Alltag: Qualitative Studien zum praktischen Sinn von Onlineangeboten*. Münster.
- Meyen, M., Löblich, M., Pfaff-Rüdiger, S. & Riesmeyer, C. (2019). *Qualitative Forschung in der Kommunikationswissenschaft. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden.
- Mihelj, S. (2014). The Persistence of the Past: Memory, Generational Cohorts and the 'Iron Curtain'. *Contemporary European History*, 23(3), S. 447-468.
- Mikos, L. (1994). *Fernsehen im Erleben der Zuschauer. Vom lustvollen Umgang mit einem populären Medium*. Berlin, München.
- Mikos, L. (2006). *Mediensozialisation und Identitätsmarkt Fernsehen*. In: K.-S. Rehberg (Hg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München*. Frankfurt am Main, S. 3356-3369.
- Mikos, L. (2009). Serial Identity: Television Serials as Resources for Reflexive Identities. In: Castelló, E., Dhoest A. & O'Donnell, H. (Hg.), *The Nation on Screen: Discourses of the National on Global Television*. Newcastle, S. 97-116.
- Mohr, I. & Frey-Vor, G. (2016). Radio- und Zeitungsnutzung im Ost-West-Vergleich. Ergebnisse der ARD/ZDF-Studie Massenkommunikation 2015. *Media Perspektiven*, 8, S. 392-400.
- Morton, S. (2003). *Gayatri Chakravorty Spivak*. London, New York.
- Niethammer, L. (2000). *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbek.
- Peter, C. (2016). *Fernsehen als Zerrspiegel: Relevanz und Bedingungen sozialer Vergleichsprozesse im Rahmen der Fernsehnutzung*. Wiesbaden.
- o. V. (24.02.2010). West-Zeitung am Ost-Kiosk. *Der Spiegel*. Abgerufen von <https://www.spiegel.de/geschichte/presse-der-wendejahre-a-950045.html>, Zugriff am 12.12.2020.
- Reije, W. v. (2000). Konsens oder Heil? Zur Prozeduralisierung von Identität und Alterität. In: Eßbach, W. (Hg.), *Wir / Ihr / Sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode*. Würzburg, S. 21-37.
- Ribbe, W. (2002). *Berlin 1945-2000. Grundzüge der Stadtgeschichte*. Berlin.
- Rott, W. (2009). *Die Insel: eine Geschichte West-Berlins 1948-1990*. München.
- Rubin, A. M. (2000). Die Uses-And-Gratifications-Perspektive der Medienwirkung. In: Schorr, A. (Hg.), *Publikums- und Wirkungsforschung*. Wiesbaden, S. 137-152.
- Sander, E. & A. Lange (2017). Der medienbiographische Ansatz. In: Mikos, L. & Wegener, C. (Hg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz, S. 183-198.

- Scherer, H., Schmid, H., Lenz, M. & Fischer, R. (2009). Reine Geschmackssache? Der Kinobesuch als Mittel zur sozialen Abgrenzung. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 57, S. 484-499.
- Schneider, B. (1999). Massenmedien im Prozeß der deutschen Wiedervereinigung. In: Wilke, J. (Hg.), *Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Köln, S. 602-629.
- Schneider, B. (2004). Nach der Medienwende in der DDR. Folgen einer Entwicklung zwischen Wandel und Beharrung. *Die politische Meinung*, 411, S. 17-22.
- Schorb, B. (2006). Identitätsbildung in der konvergenten Medienwelt. In: Wagner, U. & Theunert, H. (Hg.), *Neue Wege durch die konvergente Medienwelt*. München, S. 149-160.
- Schulz, D. (29.07.2018). Soziologe über ostdeutsche Identität. „Das begann erst nach der Wende“. *Taz*, Abgerufen von <https://taz.de/Soziologe-ueber-ostdeutsche-Identitaet/!5516855/>, Zugriff am 14.12.2020
- Spivak, G. C. (1988). Subaltern Studies. Deconstructing Historiography. In: Guha, R. & Spivak, G. C. (Hg.), *Selected Subaltern studies*. New York, S. 3-23.
- Stiehler, H.-J. (2009). Tickt der Osten anders? Erklärungsversuche zur Mediennutzung. *Psychosozial*, 32(3), S. 69-79.
- Stiehler, H.-J. (2012). Mediennutzung 1995 bis 2005 in West- und Ostdeutschland – ein Test der These von der Populationsheterogenität von Fernsehen und Tageszeitungen. In: Hagenah, J. & Meulemann, H. (Hg.), *Mediatisierung der Gesellschaft*. Münster, S. 119-139.
- Stolte, D. & Rosenbauer, H. (1995). Die doppelte Öffentlichkeit. Zur Ost-Studie der ARD/ZDF-Medienkommission. *Media Perspektiven*, 8, S. 358-361.
- Straub, J. (1998). Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In Assmann, A. & Friese, H. (Hg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3*. Frankfurt am Main, S. 73-104.
- Tagesspiegel (2013). *Präsentation zur Leseranlyse Berlin 2013*. Berlin. Abgerufen von <https://docplayer.org/12929892-Leseranlyse-berlin-2013-die-aktuellste-und-umfangreichste-studie-zum-medien-konsum-und-freizeitverhalten-der-berliner-und-potsdamer.html>, Zugriff am 02.12.2020.
- Tan, A. S., Fujioka, Y. & Tan, G. (2000). Television use, stereotypes, TV portrayals, and personal opinions on affirmative action: An affective model of policy reasoning. *Communication Monographs*, 67, S. 362-371.
- Trepte, S. & Krämer, N. (2007). Expanding social identity theory for research in media effects: two international studies and a theoretical model. *Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie (HaFoS)*. Hamburg, S. 78.
- WDR (2020). *Glaubwürdigkeit der Medien 2020. Eine Studie im Auftrag des Westdeutschen Rundfunks*. o.O. Abgerufen von <https://www.ard.de/die-ard/Glaubwuerdigkeit-der-Medien-WDR-Studie-100.pdf>, Zugriff am 19.11.2020.
- Weibull, L. (1985). Structural factors in gratifications research. In: Palmgreen, P., Wenner, L. & Rosengren K. (Hg.), *Media gratifications research: Current perspectives*. Beverly Hills, S. 123-147.
- Wilhelm-Fischer, H. (2008). Warum lesen Menschen Publikumszeitschriften. Eine qualitative Studie. Münster.
- Wilke, J. (2009). Medien DDR. In: Noelle-Neumann, E., Schulz, W. & Wilke, J. (Hg.), *Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation*. Frankfurt am Main, S. 235-263.
- Zoch, A. (2009). *Mediennutzung von Senioren. Eine qualitative Untersuchung zu Medienfunktionen, Nutzungsmustern und Nutzungsmotiven*. Münster.

Elisa POLLACK

M.A., Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin, Masterabschluss im Studiengang Medien und Politische Kommunikation. Seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Teilprojekt des BMBF-geförderten Forschungsverbunds „Das mediale Erbe der DDR“.

## Rezensionen

Henkel Dennis (Hg.): *Silent Craving. Sucht und Drogen im Stummfilm (1890-1931)*. (Kölner Beiträge zur Geschichte und Ethik der Medizin 5) Kassel: Kassel University Press 2019, 242 Seiten

Filmgeschichte lässt sich als Geschichtsschreibung unterschiedlichster Schwerpunktsetzungen beschreiben und fassbar machen, die historische Entwicklung des Mediums und seiner Kontexte wurde schon unter unterschiedlichsten Perspektivierungen nachgezeichnet. Die Konstante von Film und Medizin ist dabei keine Ausnahme, das nachweisbare wechselseitige Interesse hat nicht nur eine Vielzahl von Filmtiteln sondern auch entsprechenden Untersuchungen hervorgebracht. In diesem Bereich lassen sich auch die Arbeiten von Dennis Henkel verorten, der schon mit mehreren Publikationen zum Verhältnis der Medien- und Medizingeschichte hervorgetreten ist; insbesondere die Film- und Stummfilmgeschichte hat er in Einzelanalysen aber auch filmographischen Darstellungen wiederholt beforcht. Seine Monografie *Silent Craving* ist diesem Bereich zuzuordnen: Mit dieser Untersuchung widmet sich Henkel einem tatsächlich noch zu wenig bearbeiteten Teilbereich der Filmgeschichte, seinen Zugriff entwickelt er dabei vom Stummfilm und Beispielen proto-kinematographischer Unterhaltungsangebote her. Für Henkel ist „Film als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen“ (S. 181) zu verstehen und, wie er in seiner Studie anschaulich nachweist, sind Sucht und Drogen im Bewegtbild genreübergreifend, international und durchgehend für den gewählten Berichtszeitraum von 1890 bis 1930 nachweisbar. Im Bedeutungszentrum seines impliziten Verständnisses von Sucht, Suchterkrankung und Drogen stehen dabei substanzgebundene Süchte, wobei Alkohol in der Verteilung der untersuchten Titel eine besonders prominente Rolle zukommt. Die durchaus filmtauglichen Sujets der Suchterkrankung und des Drogenkonsums bzw. ihrer (auch erzählerisch relevanten) Kontexte gehen dabei gut mit der Krisenaffinität (filmischen) Erzählens zusammen, wenngleich, wie der Autor wiederholt herausarbeitet und betont, dass sowohl die entsprechenden Darstellungen der Erkrankung als auch der möglichen Heilungsansätze im Stummfilm weit weniger positiv ausfallen als in vergleichbaren modernen Produktionen.

Stummfilme zeigen, so Henkel, dem Publikum Drogen intradiegetisch als erzählerischen Konflikt, übergeordnet aber auch als gesellschaftliche Herausforderung.

Ausgehend von seiner durchaus auch provokanten These einer direkt realistischen, wenig verfälschten Darstellung von Sucht und Drogen im westlichen Stummfilm aufgrund der Novität der neuen Kunst- und Medienform konzentriert sich Henkel, nach einleitenden Einblicken in seinen Rechercheweg und Überblicken zur konsultierten Fachliteratur, auf die systematische Darstellung der von ihm gesichteten und ausgewerteten Titel. Der Hauptteil der vorliegenden Publikation entfällt auf diese chronologisch strukturierte Aus- und Bewertung der identifizierten Filme. Henkel zeichnet dabei jeweils den Inhalt nach, analysiert die für den Untersuchungsgegenstand besonders relevanten Szenen und rundet die jeweilige Einzeldarstellung mit Informationen zur Produktion als auch stilistisch-ästhetischen Aspekten ab. Diese analytisch-systematische Filmographie umfasst mehr als 80 Einzeltitel und verweist in ihrer autoptischen Anlage auch auf die schwierige Überlieferungssituation der Stummfilmzeit, auf die Henkel, etwa auch in der durchaus zu diskutierenden Darlegung seiner Auswahl, sich wiederholt bezieht. Hier zeigen sich indirekt auch weiterführende, ebenfalls gesamtgesellschaftliche Aspekte der Filmgeschichte wie der Übergang des Films vom Verkaufs- zum Verleihgut, das erst relativ spät ausgebildete Verständnis von Film als Kunstform und ein damit direkt verbundener Diskurs um Archivierung, Materialität und Erschließung des Bewahrten. Der abschließende Abschnitt von *Silent Craving* entfällt auf genrespezifische Ausführungen, statistische Durchdringung der untersuchten Quellen und inhaltliche Diskussionen, die vom Material her kulturwissenschaftliche oder auch medizinische Aspekte adressieren. Dieses durchaus gewinnbringende Kaleidoskop an Perspektiven erlaubt auch neue Einblicke auf vielbeforschte Filmklassiker, die in Henkels Untersuchung berücksichtigt werden.

Im Anschluss daran lassen sich in Bezug auf *Silent Craving* m.E. nach eine Vielzahl weiterführender Fragen und Gedanken formulieren. Beispiele hierfür sind: (1) Ausgehend von Henkels

These einer attestierten Direktheit der filmischen Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse und Wirklichkeiten könnte nicht nur der Faktor der Historizität beleuchtet werden, sondern auch bereits besser beforschte, durchaus relevante Faktoren – beispielsweise die Filmzensur – in die Diskussion miteinbezogen werden. (2) Gleiches gilt für die Ausbildung des Dokumentarfilms, den sogenannten actualités als nachweisbare Vorläufer und den einschlägigen medizinischen Lehrfilmen; letztere haben ja insbesondere durch veränderte Aufführungskontexte eine Verschiebung in gesellschaftlicher Wirkung und Rezeption als Teil des sogenannten Cinema of Attractions erfahren, das auch heutzutage immer noch nachwirkt. (3) Auch das Genre der Stummfilm-Komödie bzw. des Slapstick-Films könnte, ausgehend von Henkels Untersuchungsergebnissen, ebenfalls erneut bzw. neu betrachtet werden. Hier wäre es wohl lohnend, auf den vom Autor erwähnten Aspekt zu achten, dass just in diesem besonders beliebten Genre die Darstellung von Drogensucht und substanzinduzierten Wirkungsweisen bzw. Auswirkungen besonders stark von realen Effekten abweichen. Daran geknüpfte Überlegungen wären auf der Makroebene beispielsweise die Auseinandersetzung mit einem kritisch zu hinterfragenden Anspruch einer Wirklichkeitsabbildung in der (Film-)Kunst, auf der Mikroebene die Betrachtung der erwähnten abweichenden Darstellungsmodi als

Teil einer gewollten Inszenierungsstrategie und eben nicht nur als defizitärer Effekt. (5) Darüber hinaus lädt Henkel mit seiner Monografie zur Beschäftigung mit dem Verhältnis Film und Sucht auf einer Ebene ein, die schon im Medium selbst angelegt ist: Hier könnten sich etwa Forschungen zur sogenannten Kino-Sucht oder auch zu Räumen bzw. Orten des Drogenkonsums als potentiell anschlussfähig erweisen.

Mit *Silent Craving*. Sucht und Drogen im Stummfilm (1890-1930) hat Dennis Henkel einen spannenden Beitrag zur filmhistorischen Forschung vorgelegt. Der Wert seiner Ausführungen zeigt sich dabei vor allem in der Zusammenschau einer relevanten Anzahl eindeutig identifizierter Filme, die gemäß dem Untersuchungsgegenstand systematisch erschlossen, bewertet und in einen übergeordneten medienhistorischen bzw. medienästhetischen Kontext gestellt werden. Mit seiner Monografie lenkt er die Aufmerksamkeit auf einen bislang zu wenig beforschten Bereich in der Geschichte des Stummfilms und sensibilisiert potentiell für eine Vielzahl daran geknüpfter Aspekte. Die Lektüre von *Silent Craving* wird, so bleibt so hoffen, zu weiteren Forschungen in diesem Bereich herausfordern und einladen.

Thomas Ballhausen, Wien





# Empfehlung



Herbert von Halem Verlag



SASCHA TRÜLTZSCH-WIJNEN / ALESSANDRO BARBERI /  
THOMAS BALLHAUSEN (Hrsg.)

## **Geschichte(n), Repräsentationen, Fiktionen. Medienarchive als Gedächtnis- und Erinnerungsorte**

*Jahrbuch Medien und Geschichte*, 3

2016, 220 S., 16 Abb., 1 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

ISBN (Print) 978-3-86962-221-7 EUR(D) 28,00

ISBN (E-Book) 978-3-86962-222-4 EUR(D) 23,99

Der Band *Geschichte(n), Repräsentationen, Fiktionen* versammelt die Beiträge der 45. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, die in Kooperation mit der Zeitschrift *Medienimpulse* 2015 in Wien stattfand. Dabei stehen sowohl die Fiktionalisierung des Historischen als auch die Medialität des Erinnerns und Archivierens im Mittelpunkt. Es wird aber auch auf die Rolle und die Arbeit von Archiven eingegangen. Die Bedeutung audiovisueller Archivmaterialien hat vor dem Hintergrund der Jubiläen in den letzten Jahren zugenommen. Die sozialen und medialen Rahmenbedingungen führen dabei zu einer Selektivität, die nicht selten die immer gleichen Bilder heranzieht. Der Band geht vor allem dieser medialen Repräsentation des »Gestern im Heute« (Jan & Aleida Assmann) nach und handelt dabei auch von der Medialität der »Vergangenen Zukunft« (Reinhard Koselleck). Er fragt nach aktuellen Quellen, Projekten, Methoden und theoretischen Konzeptionen solcher medialen Repräsentationen und geht dabei auch auf die Rahmenbedingungen, konkreten Herausforderungen und Strategien von Archiven ein.

<http://www.halem-verlag.de>

[info@halem-verlag.de](mailto:info@halem-verlag.de)

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien